

Tagungsdokumentation

Frühe Förderung

Chancengleichheit durch Prävention –
Kinder und Familien für das Leben stärken



26. November 2009

Impressum

Herausgeber

Landeshauptstadt München
Sozialreferat / Stadtjugendamt
Leitung / Steuerungsunterstützung
Prielmayerstraße 1, 80335 München
In Kooperation mit dem
Deutschen Jugendinstitut

Redaktion

Stadtjugendamt München
Kinder- und Jugendhilfeplanung
Volker Hausdorf
Pia Dyrda

Stadtjugendamt München
Kinder- und Jugendhilfesteuerung
Tatjana Wetter

Stadtjugendamt München
Kindertagesbetreuung
Susann Vogel

Fotos

Jürgen Welder
Stadtjugendamt München
Angebote der Jugendhilfe

Grafik und Layout

dtp/layout – agentur für grafik & design
www.dtp-layout.de

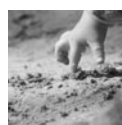
Druck

Stadtkanzlei
Rathaus, Marienplatz 8
80313 München
www.muenchen.de

April 2010

Inhalt

■ Vorwort	3	■ Fachforen aus den Handlungsfeldern der Frühen Förderung	
Dr. Maria Kurz-Adam		Forum 1:	26
<i>Leitung Stadtjugendamt München</i>		Zugehende Elternarbeit – Niedrige Schwellen statt hoher Hürden?	
■ Grußwort	5	Forum 2:	33
Christian Müller		Vernetzung – Erleichterung oder Belastung für Frühe Förderung	
<i>Stadtrat</i>		Forum 3:	39
■ Einführung	7	„Eltern werden ist nicht schwer...“	
Dr. Maria Kurz-Adam		Forum 4:	47
<i>Leitung Stadtjugendamt München</i>		Chancen und Grenzen des Ehrenamtes in Angeboten der Frühen Förderung	
■ Fachreferate		Forum 5:	52
Was Kinder brauchen, damit sie sich gut entwickeln können	12	Professionelle Angebote für Familien – Erfahrungen aus der bundesweiten Praxis für eine erfolgreiche Unterstützung	
Prof. Dr. Luise Behringer		Forum 6:	57
<i>Katholische Stiftungsfachhochschule Benediktbeuern</i>		Integration als Thema in der Arbeit mit Familien	
Frühkindliche Förderung: Familienbezogen und Kompensatorisch – Entwicklungsnotwendigkeiten für die Jugendhilfe	21	Forum 7:	62
Dr. Heidemarie Rose		Frühe Förderung in den Beratungsstellen für Eltern, Kinder und Jugendliche	
<i>Abteilungsleitung „Junge Menschen und Familie“; Senatorin für Arbeit, Frauen, Gesundheit, Jugend und Soziales, Freie Hansestadt Bremen</i>		Forum 8:	69
		Frühe Hilfen für psychosozial belastete Familien	
		■ Abschlussreferat	78
		Verwirklichungschancen von Anfang an: Frühe Förderung als Beitrag zur Befähigungsgerechtigkeit	
		Prof. Dr. Heiner Keupp	
		<i>Ludwig-Maximilians-Universität München, Vorsitzender der Sachverständigenkommission für den 13. Kinder- und Jugendbericht</i>	



Vorwort

„Auf den Anfang kommt es an!“

Die Fachtagung „Frühe Förderung – Chancengleichheit durch Prävention / Kinder und Familien für das Leben stärken“ vom 26. November 2009, deren Dokumentation hiermit vorlegt wird, entstand aus einem Tagungsverbund, an dem sich das Deutsche Jugendinstitut München, die Landeshauptstadt München mit dem Sozialreferat/Stadtjugendamt sowie Freie Träger und weiteren Partnern aus städtischen Referaten beteiligt haben. Die Vertreterinnen und Vertreter aus allen Institutionen stellten in mehr als einjähriger Vorarbeit das inhaltliche Programm zusammen, sorgten für den organisatorischen Rahmen und schließlich auch für die Durchführung der Fachtagung.

Auf diese Weise ist es gelungen, mit interessierten Fachkräften die Chancen und Perspektiven der Angebote Früher Förderung sowohl zu eruieren, als auch zu diskutieren und dabei erste erfolgreiche Kooperationsbeziehungen miteinander zu knüpfen bzw. sich zu vernetzen: Die inhaltliche Ausrichtung auf die „Frühe Förderung“ spiegelte während der Planung nicht nur den bundesweiten begonnenen Fachdiskurs in der Kinder- und Jugendhilfe wieder, sondern auch einen regionalen Klärungsbedarf für München hinsichtlich der Implementierung verschiedener Umsetzungsstrategien in der Frühen Förderung.

Das Thema der Prävention durch Frühe Förderung im Bereich der Kinder- und Jugendhilfe hat in den zurückliegenden Jahren große Bedeutung gewonnen. Es ist hinreichend bekannt, dass sich Familien heute vielfältigen Herausforderungen stellen müssen. Die Frage, die zu stellen galt, lautete: Wie können Familien – wenn erforderlich – frühzei-



tig durch Angebote und Maßnahmen der Frühen Förderung unterstützt werden, diesen Anforderungen gerecht zu werden und ihre Kinder für einen gelingenden Start ins Leben zu stärken? In München benötigen ca. 20% der hier lebenden Familien mit Kindern zur Bewältigung der vielfältigen Herausforderungen ihres Alltags die Unterstützung durch Angebote der Frühen Förderung. Nicht immer werden diese Familien jedoch von den Akteuren bzw. unterschiedlichen Angeboten erreicht. Gerade sogenannte „sozial benachteiligte“ Familien und Kinder treten oft gar nicht in Erscheinung und fordern die notwendige Unterstützung für sich ein.

Ein Hauptanliegen der Fachtagung „Frühe Förderung“ war daher, die Aufmerksamkeit auf diese Zielgruppe zu richten und Möglichkeiten zu finden, wie den Familien die Erfordernis der Angebote Früher Förderung für sich und ihre Kinder vermittelt werden könnte. Gleichwohl soll die Fachtagung Frü-



he Förderung als sogenannte „Start up“ Veranstaltung den Beginn eines stetigen Entwicklungsprozesses darstellen.

Einen ganzen Tag lang wurden auf der Fachtagung unterschiedliche Projekte und Visionen vorgestellt, die vielfältige Synergien schaffen, Zusammenarbeit fördern, quer denken, Bestehendes analysieren und den Blick für zukunftsorientierte Modelle im Bereich der Frühen Förderung öffnen sollten.

Die Fachtagung hat einen vielschichtigen Zugang zur Frühen Förderung aufgezeigt und thematisierte in diesem Zusammenhang auch die Aspekte der Resilienzförderung und Bindungsentwicklung als erforderliche und erfolgreiche Basis von Lernprozessen. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Fachtagung diskutierten intensiv, welche Innovationen und Kooperationen im Rahmen der Angebote Früher Förderung in der Landeshauptstadt München erforderlich sind, um Kindern hier ein gelingendes Aufwachsen zu ermöglichen. Auf der Grundlage aktueller wissenschaftlicher Erkenntnisse und bundesweit bereits existierender Ansätze zur Frühen Förderung im Bereich der Kinder- und Jugendhilfe wurden bestehende Angebotsstrukturen und gelingende Zugänge zu Familien dargestellt.

Für die Realisierung der Fachtagung gilt es, besonderen Dank an die Adresse des Stadtjugendamtes München auszusprechen, das die Ressourcen aus den Fachstellen Kinder- und Jugendhilfeplanung sowie Angebote für Familien eingebracht hat. Ohne die Bereitschaft all dieser Beteiligten, sich über den Rahmen des Erwartbaren hinaus zu engagieren, hätte das Unterfangen, eine Tagung für 200 Teilnehmer und Teilnehmerinnen zu organisieren, nicht funktioniert.

Die Start-up Fachtagung stand unter dem Motto „Work in Progress“ und folgt einer zeitgemäßen Netzwerklogik. Die Zielsetzung des Veranstalterbundes, das Thema Frühe Förderung in München zu platzieren, wird an verschiedenen Stellen und in unterschiedlichen Praxiskontexten weiter verfolgt. Die vorliegende Dokumentation kann den Verlauf der Fachtagung, besonders die Diskussionen in den Fachforen nur in Ausschnitten wiedergeben. Der Schwerpunkt dieser Ausführung liegt daher darin, die Inhalte der Fachvorträge sowie die Arbeitsergebnisse der einzelnen Fachforen festzuhalten und so weiter zu vermitteln, um Anregungen zu geben und die Kontinuität des Diskurses zu sichern.

Dr. Maria Kurz-Adam
Leitung Stadtjugendamt München

Grußwort

**Meine sehr geehrten Damen und Herren,
liebe Teilnehmerinnen und Teilnehmer der
Fachtagung, liebe Kollegin Jutta Koller,
liebe Frau Jugendamtsleiterin,**

zunächst möchte ich den InitiatorInnen und OrganisatorInnen der Fachtagung ganz herzlich für Ihr Engagement danken. Ich glaube, dass es in diesen Zeiten gerade ganz wichtig ist, das Augenmerk auf das Thema „Frühe Förderung“ und damit auch auf das Thema „Frühe Hilfen“ zu legen.

Wenn Sie die politische Landschaft in der letzten Zeit studiert haben, wissen Sie, dass die Kinder- und Erwachsenenarmut eigentlich besiegt ist – zumindest wenn sie in schwarz-gelben Koalitionsverträgen lesen. Da finden Sie das Wort gerade einmal noch ungefähr in einem kurzen, nicht mal halb-seitigen Absatz und damit ist das Thema dann auch erledigt. Das Thema Unternehmenssteuersenkungen und weitere Steuersenkungen finden Sie dann wesentlich umfangreicher in diesem Werk abgehandelt. Entsprechend ist es so, dass wir leider auch in den nächsten Jahren merken werden, wo die Prioritäten gesetzt sind. Auch die letzte Bundesregierung hat sich ja mit Ruhm nicht ausschließlich bekleckst, auch wenn sie zum Teil meiner Partei angehört hat. Es hat uns z.B. besonders hier in München Schwierigkeiten bereitet, dass Kinder keinen eigenen Regelsatz im ALG II hatten.

Dieses führt auch zu einem Thema, das für uns ganz wichtig ist, nämlich die Anerkennung von Kindern und Jugendlichen als eigene Subjekte von Familien und nicht lediglich als Teil einer Bedarfsgemeinschaft. Natürlich ist das auch Thema, wenn wir heute über „Frühe Förderung“ sprechen: Zum einen geht es darum, die Chancen, was Bildung, Entwicklung anbetrifft, zu verbessern. Aber Bildung und Entwicklung bedürfen nun mal einer materiellen

Grundlage und sie bedürfen dieser gerade in einer reichen Stadt wie München. Weil eben diese Familien – auch wenn es paradox ist – in vielen Teilen in dieser reichen Stadt noch mehr beteiligt sind als anderswo. Ich darf nur auf die hohen Mieten verweisen und auf die abnehmenden Sozialwohnungen in München. Wir haben hier ein großes Problem, weil uns wesentlich mehr Wohnungen aus der Bindung fallen als wir jedes Jahr bauen können.

Ich mag Sie nicht mit depressiven oder schlechten Nachrichten zu Beginn beglücken – aber natürlich sind das auch die Rahmenbedingungen, unter denen sich diese Fachtagung abspielt. Umso notwendiger ist es, zum einen den fachlichen Blick darauf zu richten, was für Kinder – und heute geht es vor allem um jüngere Kinder – notwendig ist. Aber wir müssen immer den Blick darauf richten, dass sich daraus natürlich politische Forderungen ableiten.

Dass sich Forderungen dahin gehend ableiten, dass mehr Geld in die Hand genommen wird, dass es gerade die Kinder und auch Jugendlichen sind, die besonderer Förderung bedürfen und dass es in einem Land, das zugegebenermaßen sehr reich ist, trotz allem darum geht, nicht Geldgeschenke zu verteilen, sondern gezielt dort zu investieren, wo die Zukunft liegt: Und das sind nun mal die Kinder nicht nur dieser Stadt, sondern dieses Landes – gleich welcher Herkunft und materiellen Stellung.

Ich wünsche Ihnen heute nicht nur viele gute pädagogische und inhaltliche Gedanken, sondern ich wünsche Ihnen auch diese Gedanken in politische Kraft umzusetzen – weil ohne die geht's weiter nicht.

Vielen Dank.
Stadtrat Christian Müller



Einführung

**Liebe Tagungsgäste,
liebe Stadträtinnen und Stadträte,
liebe Referentinnen und Referenten,**

wir freuen uns sehr, dass sich so viele Kolleginnen und Kollegen aus den unterschiedlichsten Bereichen der Kinder- und Jugendhilfe und des Bildungsbereichs in dieser Stadt für dieses Thema der „Frühen Förderung“ interessieren und anmelden. Ihr großes Interesse ist für uns eine Freude und zugleich eine Bestätigung, dass die Frage der Versorgung von sehr kleinen Kindern und ihren Familien mit Unterstützungsangeboten in dieser Stadt von hoher gesellschaftlicher und sozialpolitischer Bedeutung ist. Ich danke Ihnen sehr dafür, dass Sie so zahlreich erschienen sind, und ich hoffe, dass wir das Versprechen, das diese Tagung und dieses Thema der Frühen Förderung auch für Familien und Kinder in dieser Stadt gibt, in den nächsten Monaten und Jahren einlösen können.

Ich würde gerne in meinen Ausführungen verdeutlichen, warum dem Stadtjugendamt dieses Thema aktuell wieder so wichtig geworden ist. Dabei sind wir uns sehr bewusst, dass wir mit der Frühen Förderung eigentlich kein Neuland betreten, sondern an eine lange Tradition der gesellschaftlichen Aufmerksamkeit für die frühe Kindheit anknüpfen müssen. Daher stelle ich an den Anfang einen kurzen Ausflug in die Geschichte der gesellschaftspolitischen Bedeutung der „frühen Kindheit“, um von hier aus die aktuellen Entwicklungen als Folge dieser Geschichte skizzieren zu können.

Die „frühe Kindheit“ ist wissenschaftlich und gesellschaftspolitisch gesehen kein neues Thema, sondern hat gerade im vergangenen Jahrhundert alle politischen Bereiche bewegt. Dieses vergangene zwanzigste Jahrhundert ist nicht umsonst als das



„Jahrhundert des Kindes“ bezeichnet worden. In diesem Jahrhundert des Kindes sind nicht nur einige wichtige Meilensteine entwickelt worden, die die besondere Betrachtung von Kindheit als eigenständiger Lebensphase sehr stark in den Mittelpunkt nicht nur der Wissenschaften – vor allem der Psychologie und der Soziologie – gerückt haben. Diese Meilensteine haben auch die Institutionen des Aufwachsens von kleinen Kindern geschaffen und verändert. Ohne die Erkenntnis, dass die frühe Kindheit eine zentrale Bedeutung für das Aufwachsen von Kindern in unserer Gesellschaft hat, gäbe es den massiven Ausbau der Betreuungsangebote für Kinder unter sechs Jahren nicht, der uns gerade in jüngster Zeit unter dem Signum des Rechtsanspruches von Kindern unter drei Jahren so intensiv beschäftigt und herausfordert. In diesem vergangenen „Jahrhundert des Kindes“ sind wesentliche Erkenntnisse und „Entdeckungen“ gemacht worden, von denen wir jetzt noch als sozialpolitisches Erbe leben.

Zunächst ist die Kindheit selbst entdeckt worden: Kinder wurden entdeckt als eigenständi-



ge Wesen mit eigenständigen Bedürfnissen, Kindheit wurde entdeckt als eine eigenständige Zeit, die mit eigenen Aufgaben, Bewältigungsfragen und Lebensfragen zu tun hat, die – und dies ist das eigentlich revolutionäre dieser Entdeckung – Kinder vom Moment der Geburt an vor sich haben. Dies ist wohl eine der herausragenden „Entdeckungen“ der Psychoanalyse Sigmund Freuds, der als einer der ersten diese frühe Kindheit und die Bewältigungsaufgaben von früher Kindheit in den Mittelpunkt der Erkenntnis vom Menschen gestellt hat. Egal wie man heute dazu stehen mag, egal, wie sehr wir den psychoanalytischen Metaphern wie etwa der „oralen“ oder der „anal“ Phase kritisch gegenüberstehen wollen: Seit Freud wissen wir, dass kleine Kinder aktiv etwas tun und tun müssen in ihrem Aufwachsen. Sie müssen sich von ihrer ersten Stunde an in all ihrer Angewiesenheit selbst organisieren, um nicht nur physisch, sondern psychisch zu leben. Und seit Freud wissen wir auch, dass diese sehr jungen Kinder etwas Elementares dazu brauchen, und wir wissen auch, dass wir ein gewaltiges Risiko eingehen, wenn wir Kindern dieses „Etwas“, das sie für ihre psychische Selbstorganisation brauchen, nicht geben. Ein gewaltiges Risiko ist dies deshalb, weil es nicht nur ein individuelles Risiko für dieses eine Kind, für dieses eine Mädchen, für diesen einen Jungen darstellt, sondern ein gesamtgesellschaftliches Risiko ist. Spätestens im Prozess der Aufarbeitung der deutschen Vergangenheit der Nazizeit und des Krieges ist deutlich geworden, welches Risiko eine Gesellschaft eingeht, die den Kindern etwas ganz Wesentliches vorenthält und dies beschäftigt uns auch heute ganz elementar, wenn wir uns mit den Folgen für eine Generation von Kindern und Jugendlichen befassen, die jetzt keine Sicherheit hat, keine Väter, keine Mütter hat, die heute auf der Flucht ist oder entsetzliche Traumata zu

verarbeiten hat. Kinder brauchen – folgt man den Erkenntnissen der Psychoanalyse und der Entwicklungspsychologie – eine wesentliche und tiefe Sicherheit, um aktiv zu sein und lernen zu können, oder sich selbst zu bilden. Sie brauchen Intimität und Schutz, sie brauchen Innigkeit und Zuwendung und sie brauchen Stärkung und Anerkennung, aus der Förderung und das Versprechen einer guten Zukunft erwächst.

Diese Erkenntnis hat unsere Gesellschaft in den vielen Jahren des Ausbaus der Sozial- und Bildungssysteme in vielen Formen aufgegriffen; sie hat unsere Gesellschaft auch deutlich geprägt und verändert. Dabei sind diese Veränderungen auch wellenförmig verlaufen. Und ich glaube, dass wir durch drei ganz wesentliche Markierungspunkte in jüngster Zeit wieder von einer neuen großen Welle der Veränderung erfasst worden sind, die einen gewaltigen Schub in das Thema der frühen Kindheit hineinbringt.

Der erste Markierungspunkt wird an den Ausbauplänen der Bundesregierung zur institutionellen Kindertagesbetreuungsversorgung für Kinder von 0 bis 3 Jahren sichtbar. An dieser Stelle ist erneut sehr deutlich geworden, dass wir uns nicht nur in einer reinen Quantitätsdiskussion, sondern vielmehr in einer Qualitätsdiskussion befinden, die die Besonderheit der frühen Kindheit unbedingt in den Mittelpunkt stellt. Die Kinder- und Jugendhilfe in München hat schon früh erkannt, dass in diesem Bereich der Betreuung von 0 bis 3-jährigen eigene pädagogische Konzepte mit einer eigenen pädagogischen Ausrichtung erforderlich sind, um diesen Besonderheiten und der geforderten Sensibilität Rechnung zu tragen. Die Abteilung der Kindertagesbetreuung im Stadtjugendamt / Sozialreferat war hier bundesweit eine Pionierin, gerade was die frühkindlichen pädagogischen

Rahmenkonzeptionen von Kindern unter drei Jahren angeht, und wir haben auch in einer „Kindertagesbetreuung aus einer Hand“ darauf zu achten, dass diese eigenständige Pädagogik der 0 bis 3-jährigen in ihrer Qualität nicht nur erhalten, sondern fortgeführt und auch weiterentwickelt werden kann.

Der zweite politische Markierungspunkt ist durch die neue Diskussion zu den Kinderrechten in der Bundesrepublik erfolgt. Die Kinderbeauftragte der Stadt München organisiert zur Zeit federführend für die Stadt eine Kinderrechtekampagne, die zwanzig Jahre der UN-Kinderrechtskonvention zum Anlass nimmt, erneut über den Stand der Dinge nachzudenken und Forderungen daraus abzuleiten. Die Frage der Kinderarmut, des Zugangs zu Bildung, der Rechte der Kinder bei Flucht, des Anspruchs auf Hilfe bei Vernachlässigung und Gewalt tritt zunehmend scharf als zentrale sozialpolitische Frage hervor. In unserer Gesellschaft haben wir durchaus Diskussionsbedarf, ob wir auf den bestehenden gesetzlichen Grundlagen so weitermachen können, wenn wir den Kindern an diesen Stellen keine eigenständigen Rechte geben. Die Lücken eines rein familienpolitischen Ansatzes sind zunehmend erkennbar, wenn wir sehen, dass Kinder und Jugendliche keine Chance auf Bildung haben, weil die Eltern ihnen diese bewusst oder unbewusst verwehren, wenn wir den hohen Anteil von Kinderarmut in Bedarfsgemeinschaften sehen, wenn wir uns den Anteil der Kinder ansehen, die Opfer oder Zeugen elterlicher Gewalt sind. Der verfassungsrechtliche Schutz der Familie ist grundsätzlich gesellschaftlich und auch politisch richtig und gut, aber wir sehen uns auch vor der Herausforderung, wie wir Kinder in der gegenwärtigen Rechtslage auch rechtssystematisch gesehen gut versorgen können. Ich bin sicher, dass wir gerade in der Kinder- und Jugendhilfe in den nächsten Jah-

ren verstärkt über die Frage der Kinderrechte und ihre Bedeutung im sozialpolitischen Handeln sprechen müssen, wenn wir Chancengleichheit und eine ernsthafte Veränderung von Bildungsungleichheit und der Kinderarmut haben wollen.

Schließlich ist die Frühe Kindheit und damit die Frühe Förderung durch ein drittes Thema, nämlich das Thema Kinderschutz, in jüngster Zeit mit einer enormen Kraft in die Gesellschaft hereingetragen worden. Mit dem Markierungspunkt „Kinderschutz“ ist uns deutlich geworden, welche Aufgaben diese Gesellschaft erfüllen muss, damit Kinder in dieser Gesellschaft und sehr kleine Kinder und gerade sehr verletzbare Kinder in dieser Gesellschaft gut geschützt aufwachsen können. Diese Diskussion hat uns im Jugendamt sehr beschäftigt, sie hat alle Jugendämter in der Bundesrepublik beschäftigt. In München sind wir mit dem Thema „Frühe Hilfen“ in ein Neuland von Unterstützungsangeboten getreten, das sich besonders an die Familien und ihre Kinder wendet, die von Beginn an mit hohen Belastungen zu kämpfen haben. Wir kennen die Kritik an diesem Ansatz, die ihn als „defizitorientiert“ in gewisser Weise als sozialpädagogisch vormodern abqualifizieren möchte. Aber wir haben die Pflicht, auch die Familien zu erreichen, die unsere Hilfsangebote gar nicht kennen, in ihren Belastungen gar nicht kennen können, und wir sind stolz darauf, dass es uns gelungen ist Familien niedrigschwellig und vertrauensvoll, aber auch mit einem achtsamen Blick auf die Kinder zu erreichen. Die Frühen Hilfen in München sind auf einem guten Weg, wenn es uns gelingt, diese Familien in das Netzwerk der Angebote der Frühen Förderung und der Unterstützung von Familien hineinzuholen und den Kinderschutzgedanken mit dem Gedanken der Förderung und der Bildung von kleinen Kindern fruchtbar zu vernetzen.



Ich glaube, es ist mit diesen wenigen Stichworten deutlich geworden, dass wir das Thema der Frühen Förderung ganzheitlich angehen müssen. Sozialpolitisch ist dieses Thema mit dem „Ausbau der Kindertagesbetreuung“ nicht abgeschlossen; wir wissen, dass wir Familien umfassend mit unseren Angeboten sehr früh erreichen können und mittlerweile auch müssen. Wir wissen auch, dass Familien, egal welcher Schicht sie angehören, egal wie benachteiligt ihre Lebensbedingungen sind, in der frühen Phase der Familiengründung längst nicht mehr die ihnen einmal zugeschriebene „natürliche“ Sicherheit und die Gewissheit haben, im Grunde alles richtig zu machen. Die Verunsicherung ist groß geworden, weil die Kenntnis über die Risiken des Aufwachsens wächst. Die Beratungsliteratur ist unendlich und wir haben jetzt schon mehr als ernstzunehmende Indikatoren, die auf eine zunehmende psychische Belastung von Kindern, auch in dieser frühen Lebensphase, hinweisen. Die Nachhilfe ist zur zweiten Natur der Kindheit geworden, die Verordnung etwa von Amphetamin-ähnlichen Substanzen wie Ritalin ist in jüngster Zeit nahezu explodiert, sie erreicht immer jüngere Kinder und gibt uns als Botschaft an diese Gesellschaft die Frage mit, wie wir in Zukunft mit Kindern umgehen wollen, die unseren Institutionen der Aufwachsens permanent als Problem der Nichtanpassung erscheinen.

Mit der Frühen Förderung haben wir ein Thema aufgegriffen, das breit und differenziert ist, das alle Familien erreichen muss, das alle Kinder erreichen muss. Wir haben in München alle Voraussetzungen dazu, gute und zukunftsweisende Antworten zu finden und neue Netzwerke zu stricken. Im Bundesprogramm „Lernen vor Ort“, für das die Landeshauptstadt München den Zuschlag bekommen hat, haben wir für dieses Thema der Frühen Förderung zwei Personalstellen be-

kommen, deren Aufgabe es sein wird, exemplarisch an zwei regionalen Standorten die Vernetzung, aber auch die Qualitätsentwicklung von Angeboten im Stadtteil zu befördern. Frühe Förderung ist damit ein Bildungsthema, aber ebenso ein sozialpolitisch eminent wichtiges Thema für die Arbeit des Stadtjugendamtes und der freien Träger der Kinder- und Jugendhilfe geworden, das dem Versprechen einer unbeschwertten Kindheit ebenso verpflichtet ist wie der Schaffung von Gerechtigkeit.

Diese Fachtagung ist Teil und zugleich Anschlag für unsere weitere Arbeit an einem Gesamtkonzept der Frühen Förderung von Kindern und Familien in der Stadt, das Bestehendes mit Neuem zu einem Netzwerk verbinden soll. Sie ist wesentlicher Baustein in unserer laufenden Diskussion mit Ihnen allen, wie wir dieses Konzept gemeinsam mit Ihnen entwickeln können, was wir dazu brauchen und welche Schritte wir dann im Jahr 2011 einleiten müssen, um dieses Konzept auch gut auf den Weg zu bringen. Ich wünsche Ihnen und uns allen heute viele interessante Erkenntnisse, Entdeckungen, Gespräche und viel Erfolg!

Dr. Maria Kurz-Adam
Leitung Stadtjugendamt München

Fachreferate



Was Kinder brauchen, damit sie sich gut entwickeln können

Frau Prof. Dr. Luise Behringer

Katholische Stiftungsfachhochschule Benediktbeuern

„Wie es jungen Menschen heute geht, das entscheidet mit darüber, wie es morgen um unser Land bestellt sein wird. Wenn es ein Land sein soll voller selbstbewusster, verantwortungsbereiter Menschen, ein Land mit breitem Wohlstand und innerem Frieden, dann müssen wir dafür Sorge tragen, dass jedes Kind die Chance hat, all das Gute zu entfalten, das in ihm steckt. (...) Wie Kinder aufwachsen, wie ihr Familienalltag aussieht und ihr soziales Umfeld; all das hängt in allererster Linie von der Lebenssituation der Eltern ab.“

Mit diesen Worten eröffnete Bundespräsident Horst Köhler den 13. Kinder- und Jugendhilfetag in Essen im letzten Jahr. Er weist damit auf zwei Aspekte hin, zum einen, dass Kinder über ein Entwicklungspotenzial verfügen, sich zu handlungsfähigen Subjekten zu entwickeln, welches sie aber nur entfalten können, wenn sie in ein soziales Umfeld eingebettet sind. Mit anderen Worten, sie haben Grundbedürfnisse, deren Befriedigung durch andere Personen Voraussetzung für Entwicklung und körperliches wie psychisches Wohlergehen ist. Und zum anderen verweist er darauf, dass die Chancen, die Kinder dabei haben, von der Lebenssituation ihrer Eltern abhängig sind. Sieht man sich die Lebensrealitäten von Familien an, so springt ins Auge, dass die Ressourcen für eine gute Entwicklung sehr ungleich verteilt sind. Bei der Herstellung von mehr Gerechtigkeit oder „mehr Chancen für gesundes Aufwachsen“, wie es im 13. Kinder- und Jugendbericht (2009, S.247) gefordert wird, ist deshalb auch ganz zentral die Politik gefragt.



Politische Forderungen begleiten zwar die Frage, was Kinder brauchen, um sich gut entwickeln zu können, sie werden jedoch nicht im Fokus meines Vortrags stehen. Ich werde im Folgenden vielmehr als Untermauerung solcher Forderungen aus einer entwicklungspsychologischen Perspektive die beiden Punkte – Grundbedürfnisse von Kindern und Lebenslagen von Familien aufgreifen, womit ich die eingangs gestellte Frage um den Aspekt, was Familien brauchen, damit sich Kinder gut entwickeln können erweitere. Auf Grundbedürfnisse der Kinder werde ich darüber hinaus unter bindungstheoretischer Perspektive eingehen, da sie uns wichtige Erkenntnisse und Befunde zur Entwicklung von Kindern und der Befriedigung ihrer Grundbedürfnisse liefert.

1. Grundbedürfnisse von Kindern

Die wesentliche Voraussetzung für eine positive und gesunde Entwicklung liegt in der Erfüllung kindlicher Grundbedürfnisse. Diese sind universell für das Wohlbefinden eines (auch erwachsenen) Menschen. Aber Neugeborene, Säuglinge und Kleinkinder sind ganz entscheidend auf die Befriedigung der Grundbedürfnisse durch ihre soziale Umwelt angewiesen. Deshalb finden sie sich auch in der UN-Kinderrechtskonvention als Rechte der Kinder wieder.

Es gibt eine Vielzahl von Aufzählungen menschlicher Grundbedürfnisse, die zunächst zwischen physiologischen Bedürfnissen, wie Ernährung, Schlaf, Pflege und psychischen Bedürfnissen unterschieden werden. Früher ging man davon aus, dass erst die physiologischen Bedürfnisse ausreichend befriedigt sein müssen, bevor sich die ‚höheren‘ psychischen Bedürfnisse, wie z.B. nach liebevoller Zuwendung melden. Heute wissen wir, dass die Befriedigung physiologischer Bedürfnisse allein für eine gute Entwicklung nicht ausreicht. Im Gegenteil, eine angemessene Ernährung ohne emotionale und verlässliche Zuwendung kann zu irreversiblen Störungen und im schlimmsten Fall zum Tod führen (Spitz 1996).

Mia Kellmer Pringle (1979), die maßgeblich an der Längsschnittuntersuchung National Study of Child Development mitgewirkt hat, in der – beginnend in den 50er Jahren in England an einer Stichprobe von 17 000 Kindern umfangreiche und detaillierte Daten erhoben wurden – unterscheidet auf der Basis ihrer Datenlage vier psychische Grundbedürfnisse von Kindern, deren Befriedigung sie als ausschlaggebend für deren Entwicklung und Wohlergehen ansieht:

1. Das Grundbedürfnis nach Liebe und Sicherheit steht für das **Bedürfnis nach Bindung** sowie engen zwischenmenschlichen Beziehungen und sozialer Eingebundenheit, in denen ein Kind sich selbst als liebenswert erleben kann.
2. Das Grundbedürfnis nach neuen Erfahrungen beinhaltet das **Bedürfnis nach kognitiven, sprachlichen und sozialen Kompetenzen** zu einer effektiven Interaktion mit der Umwelt, in der positive Ergebnisse erzielt werden und die Erfahrung von Selbstwirksamkeit gemacht werden kann.
3. Das Grundbedürfnis nach Verantwortung beinhaltet das **Bedürfnis nach Autonomie** durch frei wählbares, selbständiges Handeln und selbst bestimmte Interaktion mit der Umwelt.

Diese drei Grundbedürfnisse stehen im Kontext **des Lobes und der Anerkennung als 4. Grundbedürfnis**. Anerkennung nicht nur für Leistungen, sondern auch für Anstrengungen. Man könnte sagen, Anerkennung ist die ständige Begleitmusik der Entwicklung.

Kinder sind aktiv, sie setzen sich unermüdlich mit ihrer Umwelt auseinander, sie wollen etwas bewirken, sie wirken dadurch an ihrer Entwicklung mit. Dafür brauchen sie ein Umfeld, das ihnen Erfahrungen wie oben beschrieben, ermöglicht. Das Grundbedürfnis nach Bindung wird zunächst von den Eltern beantwortet. Elterliches Engagement steht für eine Beziehung zum Kind, die von Interesse und Freude am Kind geprägt ist, in der Eltern emotional verfügbar und erreichbar sind und feinfühlig auf die Bedürfnisse ihres Kindes reagieren. Neue Erfahrungen, die als Kompetenz positiv verarbeitet werden sollen, sind nur in einem strukturierten Erfahrungsraum möglich. Kinder brauchen klare



soziale und räumliche Strukturen, um sich als kompetent erleben zu können. Chaotische Verhältnisse bedeuten Unvorhersehbarkeit und Zufälligkeit. Autonomes verantwortungsvolles Handeln erfordert ein Klima des Vertrauens, die Gewährung von Freiheiten und Wahlmöglichkeiten sowie angemessene Erwartungen (Becker-Stoll, Internet). Und dies alles geschieht wie bereits gesagt, in einem Kontext der Anerkennung, der getragen ist von Ansporn, Lob, Zutrauen und auch Ermutigung in die Entwicklungskräfte eines Kindes. Diese Entwicklungsbedingungen finden sich in ähnlicher Weise auch als „Universalien der Kindheit“ bei Bronfenbrenner (1993). Er stellt jedoch das Kind in einen weiteren Kontext als Familie, wenn er sagt, Kinder brauchen Kinder, denn sie müssen lernen, mit anderen zu interagieren und mit ihnen zu leben. Darüber hinaus betont er in seinem ökologischen Ansatz den gesellschaftlichen Kontext, der Rollen, Normen, Werte und Überzeugungen vorgibt, die in spezifischer Weise – unterstützend oder beschränkend – auf die Entwicklung eines Kindes einwirken bzw. von ihm subjektiv verarbeitet werden.

Auf die Frage bezogen, was Kinder brauchen, könnte man antworten: eine Gesellschaft, die getragen ist von Wertschätzung für Familien und Kinder, die angemessene Erwartungen und Grenzen an sie stellt, die sinnvolle Rollen bereit hält und Unterstützung bietet (Kellmer-Pringle 1973; Bronfenbrenner 1993). Zusammenfassend lässt sich sagen, dass auch Eltern ein entsprechendes Umfeld brauchen, damit sie ihre Kinder in ihrer Entwicklung unterstützen können, oder um das bekannte afrikanische Sprichwort zu zitieren „Es braucht ein ganzes Dorf, um ein Kind groß zu ziehen.“

Werden die Grundbedürfnisse nach Bindung, Kompetenz und Autonomie angemessen befriedigt, kann das Kind sich aktiv mit seiner

Umwelt auseinandersetzen und alterstypische Entwicklungsaufgaben bewältigen. Für die ersten drei Lebensjahre lassen sich als zentrale Entwicklungsaufgaben die Regulation der Physiologie und des Verhaltens sowie die Entwicklung von Bindung und Autonomie benennen. Für die Jahre 3 bis 6 ist es die Impulskontrolle sowie die Beziehung zu Gleichaltrigen (Waters & Sroufe in Oerter/Montada 1995). Den Grundbedürfnissen kommt in den verschiedenen Entwicklungsphasen jeweils unterschiedliche Bedeutung zu und auch die Art und Weise, wie sie erfüllt werden, ändert sich im Lauf der Entwicklung.

2. Bindungstheoretische Grundannahmen

Jedes Kind braucht sichere emotionale Bindungen und Orientierungshilfen, eine „Sicherheit bietende Bindungsbeziehung ist die Voraussetzung dafür, dass ein Kind bereits im ersten Lebensjahr so viel Neues aufnehmen, Neues ausprobieren, und die dabei gemachten Erfahrungen in seinem Hirn fest verankern kann.“ (Hüther 2003).

Der Gehirnforscher Gerald Hüther spricht in diesem Zitat eine sichere Bindung als Grundlage des Lernens an. Diese beiden Aspekte wurden als Bindungs- und Explorationsbedürfnis in der Bindungstheorie als angeborene Disposition konzeptualisiert (Bowlby 1975). Ihre Befriedigung stellt eine wesentliche Voraussetzung für eine gelungene sozial-emotionale sowie kognitive Entwicklung dar.

Alle Kinder entwickeln im ersten Lebensjahr zu den wichtigsten Bezugspersonen eine Bindungsbeziehung. Das tun sie unabhängig von den konkreten Erfahrungen, die sie mit der Bindungsperson machen. Selbst Kinder, die von ihren Eltern misshandelt werden,

bauen zu ihnen eine Bindung auf. Bindungen werden nicht nur für die frühe Kindheit angenommen, sondern für den gesamten Lebensverlauf als „das gefühlsgetragene Band, das eine Person zu einer anderen spezifischen Person anknüpft und das sie über Raum und Zeit miteinander verbindet.“ (Bowlby 1975) Bindungsbezogenes Verhalten ist in einem eigenen Motivationssystem organisiert, dem Bindungssystem. Es wird insbesondere in Situationen von Verunsicherung oder Angst aktiviert, wie z.B. einer Trennung. Durch körperliche Nähe zur Bindungsperson wird es wieder beruhigt. D.h. die Bindungsperson dient als externe Regulationshilfe, eine fremde Person kann in einer solchen Situation ein Kind nicht beruhigen. Bindung stellt also eine wichtige Quelle psychischer Sicherheit dar, zum einen als sichere Basis, von der aus Kinder die Welt erkunden können und zum anderen als sicherer Hafen, in den sie einlaufen können, um Nähe und Trost zu finden. Bowlby brachte dies mit dem treffenden Vergleich eines Bergsteigers, der den Himalaya bezwingen möchte zum Ausdruck: ***Gipfelerstürmer brauchen ein Basislager.***

In welcher Weise ein Kind seine Bindungsbedürfnisse zeigen kann, hängt davon ab, welche Erfahrungen es mit seiner Bindungsperson bis zu diesem Zeitpunkt jeweils gemacht hat. Es sind die alltäglichen Erfahrungen, die ein Kind im ersten Lebensjahr mit seiner Bindungsperson gemacht hat, die zu einer Bindung organisiert werden. Ob sie als Basislager bzw. als sichere Basis (Ainsworth) zur Verfügung steht, von der aus es starten kann sowie als sicherer Hafen, in den es einlaufen kann, wenn es Trost und Beruhigung benötigt, oder ob sie einseitig nur Erkundungsbedürfnisse unterstützt, aber Bindungsverhaltensweisen abweist oder ignoriert, oder ob sie unzuverlässig als Basis und Hafen zur Verfügung steht, ist entschei-

dend dafür, welches innere Modell von Bindung Kinder entwickeln.

Die Person, die diese Basis darstellt muss laut Bowlby „stronger and wiser“ und laut Mary Ainsworth „feinfühlig“ sein. Feinfühligkeit ist das zentrale Konzept mit der die Qualität des Interaktionsverhaltens konzeptualisiert wurde. Sie steht in einem mäßigen, aber robusten empirischen Zusammenhang mit der Bindungsorganisation (Ziegenhain u.a. 2004). Elterliche Feinfühligkeit bedeutet, dass die Pflegeperson die Signale des Kindes wahrnehmen, sie adäquat interpretieren sowie darauf angemessen und prompt reagieren muss (Ainsworth et al. 1974)). Mangelnde Feinfühligkeit heißt danach, dass Signale nicht oder allenfalls verzögert wahrgenommen, falsch bzw. aus dem eigenen Erleben heraus interpretiert und/oder nicht angemessen beantwortet werden. Mangelnde Feinfühligkeit steht auch in Zusammenhang mit aktuellen oder vergangenen belastenden Situationen oder Erlebnissen. D.h. aber nicht, dass Eltern, die Belastungen ausgesetzt sind oder waren, in ihrer Feinfühligkeit eingeschränkt sein müssen. Oft zeigen sie aber feinfühligere Verhaltensweisen nur in Ansätzen, diese müssen wir herausfiltern, um sie z.B. anhand von Videosequenzen gemeinsam entdecken zu können.

Wenn wir eine frühe Eltern-Kind-Interaktion, z.B. beim Wickeln beobachten, können wir die verschiedenen Facetten feinfühligeren Verhaltens herausarbeiten. Dazu gehört z.B. die Verbalisierung der Handlungszusammenhänge. Die Bezugsperson kündigt an, was sie gleich machen wird und/oder begleitet sprachlich ihr Tun, z.B. „Socken ausziehen“, „umdrehen“. Damit macht sie Handlungszusammenhänge vorhersehbar für das Kind. Feinfühligkeit wird auch an einem direkten Blickkontakt mit passender Affektabstim-



mung deutlich, was z.B. am gleichen Gesichtsausdruck, gleicher Mimik und gleicher Körperhaltung von Kind und Bezugsperson zu sehen ist. Eltern und Kind schwingen im gleichen Takt. Die Affekt Abstimmung unterstützt die Bindungsperson zusätzlich durch eine Verbalisierung der „inneren Welt“ der affektiven Zustände des Kindes, wie z.B. „bist du erschrocken“, die mit dem Gesichtsausdruck übereinstimmt.

Durch diese so genannte Affektspiegelung vermittelt sie dem Kind, dass sie seinen Affekt verstanden hat und ihn durch Nachahmung würdigt. Durch eine überzogene Nachahmung, wie z.B. übertrieben hochgezogene Augenbrauen bei positiver Erregung oder ernstem Gesicht bei negativer Erregung des Kindes wird ihm signalisiert, „das was du in meinem Gesichtsausdruck jetzt siehst, ist ein Spiegel deines Befindens“. Durch eine beruhigende sprachliche Begleitung des Gesichtsausdrucks vermittelt sie ihm darüber hinaus, dass auch eine heftige negative Erregung verarbeitet und bewältigt werden kann. Diese frühen Erfahrungen der Affektspiegelung und Affektregulierung machen dem Kind verschiedene Gefühlsqualitäten erlebbar, Erinnerungsfähig und steuerbar. Sie fördern das generelle Verständnis des Kindes über seelische Prozesse bei sich selbst und bei anderen. Diese frühe Affektspiegelung ist Voraussetzung für Mentalisierung als die Fähigkeit, eigenes und fremdes mentales Befinden zu reflektieren und in seinen eigenen seelischen und körperlichen Reaktionen auf das Kind, v.a. negative Affekte so aufzugreifen und zu modulieren, dass sie für das Kind erträglicher und handhabbarer werden (Fonagy, Gergely, Jurist, Target 2004).

Kinder werden oft abgelenkt; wenn sie weinen, fahren Erwachsene viel Spielzeug auf oder versuchen die Aufmerksamkeit auf an-

dere Dinge zu lenken, weil sie selbst den Ärger oder die Trauer schlecht ertragen können. Wenn es Eltern aber gelingt, mental die Perspektive des Kindes einzunehmen und auszuhalten, dann begünstigt es feinfühliges Verhalten. Nur wenn sie die nötige Distanz einnehmen können und der Affekt des Kindes nicht mit ihrem eigenen Erleben verschwimmt, können sie die Signale des Kindes aus seiner Perspektive interpretieren und auch angemessen und prompt reagieren.

Was lernt ein Kind dabei? Es erfährt, dass die Bindungsperson ihre Reaktion auf seinen eigenen Erregungszustand abstimmt und diesen reguliert. Es lernt dabei „meine Gefühle haben eine Bedeutung, sie werden verstanden und es spendet Trost, wenn ich sie mit anderen Personen teilen kann“. Es kann seine Affekte in seine Erfahrungen integrieren. Und es lernt weiterhin, dass sein Verhalten die Reaktion der Bindungsperson herbeiführt bzw. dass es deren Reaktion verursacht, und lernt dadurch auf kognitiver Ebene, dass es vorhersehbare Zusammenhänge zwischen Ereignissen gibt.

Bindungsstrategien sind nach diesen beiden Variablen strukturiert, nach Vertrauen auf Gefühl und nach zeitlicher Vorhersagbarkeit. Das ermöglicht dem Kind eine Vorhersage in Bezug auf die Einschätzung von Gefahr und Sicherheit, um sein Verhalten so auszurichten, damit Gefahr minimiert und Sicherheit erlangt werden kann. Wenn auf Bindungsverhaltensweisen zuverlässig und angemessen reagiert wird, liefern affektive und kognitive Information vergleichbare Vorhersagen. Affektive und kognitive Informationen stimmen in diesem Fall überein. Diese Erfahrung kann zu **sicherer Bindung** organisiert werden mit einem klaren und deutlichen Ausdruck von Gefühlen, Wünschen und Erwartungen. Wird auf negative Gefühle nicht reagiert oder nicht

angemessen, z.B. durch Ablenkung reagiert, vermittelt das dem Kind, meine negativen Gefühle haben keine Bedeutung bzw. dürfen nicht sein. In ihrem Verhalten steht die Kognition im Vordergrund: Ich vermeide, Bindungsbedürfnisse zu zeigen, unterdrücke sie und passe mich an äußere Erwartungen an, damit sichere ich mir ein höheres Maß an Zuwendung. Dieses Verhalten sehen wir bei **unsicher-vermeidender Bindung**. Und machen Kinder die Erfahrung, auf meine Signale wird mal feinfühlig reagiert, mal nicht, ich habe keinen Einfluss darauf, die Reaktion auf mein Verhalten ist unberechenbar, „meine Gefühle haben gar keine Bedeutung“, steht die affektive Ebene im Vordergrund und sie wechseln zwischen ärgerlichem und ängstlichem Verhalten, um dadurch ein gewisses Maß an Zuwendung zu erreichen. Hier sprechen wir von **unsicher-ambivalenter Bindung**.

Karin und Klaus Grossmann (2004) haben in ihren Arbeiten in westlichen Gesellschaften auch Feinfühligkeit im Spiel von Vätern erhoben. Dabei zeigte sich, dass für Bindungssicherheit im weiteren Lebensverlauf die väterliche Unterstützung der Exploration eine ebenso bedeutende Rolle spielt, wie die mütterliche Unterstützung der Bindungsorganisation. Sie sprechen deshalb von „väterlicher Spielfeinfühligkeit“, die hinsichtlich verschiedener Verhaltensweisen zu sehen ist, wie Ermutigung und Unterstützung bei der Exploration, oder Einführung neuer Ideen während des Spiels, aber auch Setzen „gefährlicher“ Ziele, bei denen die Kinder unauffällig und behutsam unterstützt werden, um das Ziel zu erreichen. Mir ist hierbei wichtig, diese unterschiedlichen Aspekte „mütterlicher“ und „väterlicher“ Feinfühligkeit nicht als biologisch determiniert zu verstehen, sondern als Ausprägungen von Rollenbildern und -erwartungen in unseren westlichen Gesellschaften. Interessant wäre deshalb weiter zu erforschen,

wie sich Elternzeit der Väter und zunehmende Berufstätigkeit der Mütter auf die Ausprägung elterlicher Feinfühligkeit auswirken.

Bereits am Ende des ersten Lebensjahres zeigen Kinder mit sicherer Bindungsorganisation deutlicher ihre Gefühle und Wünsche. Längsschnittuntersuchungen belegen die Entwicklungsvorteile sicher gebundener Kinder in der sozial-emotionalen Entwicklung im weiteren Entwicklungsverlauf. So zeigen Kinder im Kindergartenalter im Vergleich zu unsicher gebundenen Kindern z.B. ein höheres Selbstwertgefühl und mehr Selbstvertrauen. Sie trauen sich mehr zu und können unabhängiger von Erwachsenen explorieren. Sie verfügen über eine bessere Impulskontrolle, zeigen weniger aggressives Verhalten sowie eine größere Frustrationstoleranz. Im Umgang mit anderen Kindern haben sie mehr Kompetenzen, dabei finden sie leichter eine Balance zwischen der Berücksichtigung der Interessen anderer sowie der Behauptung ihrer eigenen. Im Schul- und Jugendalter verfügen sie darüber hinaus über bessere Freundschaftsbeziehungen und Schulleistungen, eine größere Autonomie und eine höhere soziale Kompetenz, die sich auch hier als sichere Balance zwischen eigenen Autonomiebestrebungen und der Berücksichtigung der Bedürfnisse anderer zeigt. Dadurch haben sie auch eine größere Akzeptanz und Anerkennung unter Gleichaltrigen (Grossmann & Grossmann 2004).

Wenn wir also die sozial-emotionale Entwicklung der Kinder mit sicherer Bindung bis zum Jugendalter verfolgen, so wird deutlich, dass die eingangs genannten Grundbedürfnisse auch unter bindungstheoretischer Perspektive eine zentrale Rolle spielen. Mit sicherer Bindung gehen in der weiteren Entwicklung das Erleben von Kompetenz, Autonomie und Anerkennung einher.



3. Was brauchen Familien?

Wie Kinder aufwachsen hängt in allererster Linie von der Lebenssituation der Eltern ab (Köhler 2008). Die Lebenssituation wird entscheidend davon geprägt, ob eine Familie über ausreichend finanzielle Mittel verfügt. Gleichzeitig wissen wir alle, dass sich Armut in Familien nicht nur als finanzielle Armut auf die Familienmitglieder auswirkt, sondern dass diese verbunden ist mit einer Reihe von weiteren Einschränkungen: der Gesundheit, der körperlichen Bewegung, der Bildung und der Einbindung in ein soziales Netz. ***Der Zusammenhang von Armut und Deprivation kindlicher Bedürfnisse und kindlichen Entwicklungsgefährdungen sowohl in kognitiver als auch emotionaler Hinsicht hat sich in Längsschnittuntersuchungen früh- und risikogeborener Kinder als viel entscheidender erwiesen als alle prä- und perinatalen Risiken*** (Largo et al. 1989).

Die ersten Lebensjahre sind eine besonders kritische Zeitspanne für deprivierende Einflüsse auf kindliche Entwicklung. Hier wirkt sich besonders stark die Abhängigkeit von den Eltern auf die Entwicklung aus. Was in einer Situation multipler Deprivation als entscheidender Risikofaktor für die Entwicklung hinzukommt, ist die emotionale Verfügbarkeit und Erreichbarkeit der Eltern. In den ersten Lebensjahren kann man deshalb davon ausgehen, dass Entwicklungsrisiken, die aus äußeren Lebensumständen hervorgehen, hauptsächlich über das Erziehungsverhalten der Bezugspersonen vermittelt werden. Widrige Lebensereignisse und chronische Belastungen beeinflussen die Interaktion mit dem Kind maßgeblich und wirken sich dadurch direkt auf die Entwicklungschancen der Kinder aus. In einer aktuellen Untersuchung von Kindern, die in Berlin die Arche besuchen antworten sie auf die Frage, was

für sie ein schönes Leben ausmacht mit: „Von den Eltern geliebt zu werden“; „ein warmes Essen zu bekommen“; „gute Freunde zu haben“ oder „immer jemanden zu haben, der sich kümmert“ (Augsburger Allgemeine 24.03.09).

Was also brauchen Familien, damit sie ihren Kindern ein entwicklungsförderliches Umfeld und eine feinfühliges Zuwendung bieten können?

Zunächst möchte ich vorausschicken, dass alle Eltern in erster Linie Eltern sind, die das Beste für ihr Kind möchten. Nicht allen gelingt dies gleichermaßen gut. Deshalb brauchen sie zunächst Angebote, die sich an alle Familien richten und nicht schon vorab differenzieren zwischen kompetenten Eltern, inkompetenten Eltern oder gar riskanten Eltern, auch wenn es Situationen gibt, in denen Eltern ihrem Kind schaden können. Familien brauchen zu aller erst eine ***sichere ökonomische Basis***, die sich nicht nur an Grundsicherungssätzen von Erwachsenen orientiert, sondern auch an den spezifischen Bedürfnissen der Kinder. Darüber hinaus brauchen sie eine ***sichere emotionale Basis***, die auf entgegengebrachter Wertschätzung beruht.

Eltern sollten ***niederschweligen Zugang zu Wissen*** über kindliche Entwicklung haben, um kindliches Verhalten verstehen und einordnen sowie kritische Zeitspannen als Phasen normaler Entwicklung wahrnehmen zu können. Terry Brazelton (2002) beschreibt solche Phasen als Touchpoints, die sich um Themen wie Füttern, Schlafen, Anpassung an Regeln zentrieren, die für die Eltern und ihre Beziehung zum Kind wichtig sind. Sie können das gesamte Familiensystem erschüttern, wenn z.B. sprachliche und kognitive Fortschritte im 2. Lebensjahr zu Machtkämpfen

führen oder Autonomiebestrebungen zu Trotzverhalten. Wenn die Touchpoints als Entwicklungsperspektiven für die nächste Zeit mit den Eltern aufgegriffen und thematisiert werden, können sie eher als normaler Entwicklungsschritt wahrgenommen werden denn als gegen die Eltern gerichtetes Verhalten. Dabei kann auch hilfreich sein, wenn sie aus der Perspektive des Kindes formuliert werden, wie z.B. „Manchmal will ich groß sein. Manchmal will ich wieder ein Baby sein. Und manchmal will ich beides zur gleichen Zeit sein. Dies ist einer der Gründe, weshalb mein Verhalten manchmal schwer für dich zu verstehen ist. Ich verstehe es selbst nicht.“ (F-Netz Nordwestschweiz)

Und sie brauchen ein **soziales Unterstützungsnetz**, an dem Professionelle mitstricken können, indem sie Möglichkeitsräume schaffen, damit sich Eltern selbst vernetzen können oder indem sie selbst Angebote bereithalten bzw. bestehende Angebote vernetzen. In der Beratung und Begleitung erfordert die Arbeit mit Eltern eine professionelle Haltung, auf der die Eltern in ihren Kompetenzen und Ressourcen wahrgenommen und geachtet und in ihrem Selbstvertrauen gestärkt werden. Dazu gehört auch die Stärkung ihrer Beziehungs- und Erziehungskompetenzen und die Ermunterung und Ermutigung zur freudvollen Beschäftigung mit ihren Kindern, z.B. durch videogestützte Beratung.

Zusammenfassend lässt sich dieses Unterstützungsnetz als strukturgebendes und resilienzförderndes Umfeld bezeichnen (Meier-Gräwe 2006), das alle Eltern ansprechen sollte, ihnen professionelle Hilfe und Unterstützung anbietet, aber auch Möglichkeitsräume, um sich gegenseitig zu unterstützen und zu vernetzen. Dazu gehören nicht nur Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe, wie Familienbildungsstätten, Kindertagesstätten oder Familienzentren, sondern wie im 13. Kinder- und Jugendbericht gefordert, müssen verbindliche Netzwerkstrukturen auch die Gesundheits- und Behindertenhilfe einschließen. **„Es braucht ein ganzes Dorf, um ein Kind großzuziehen“** (afrikanisches Sprichwort).



Literatur:

- Ainsworth, M.D.S. & Bell, S.M.* (1974). Mother-infant interaction and the development of competence. In K.J. Connolly & J. Bruner (Eds.), *The growth of competence*. London & New York: Academic Press, 131 - 164.
- Becker-Stoll, F.* (18.11.09). Schutz- und Risikofaktoren der frühkindlichen Entwicklung – Anforderungen für Frühpädagogik und Elternbildung. In: Fthenakis, W.E./Textor, M.R. (Hrsg.): *Online-Familienhandbuch*.
http://www.familienhandbuch.de/cmain/f_Aktuelles/a_Kindliche_Entwicklung/s_2320.html URL: 14.11.2009
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend* (2009): 13. Kinder- und Jugendbericht. Bericht über die Lebenssituation junger Menschen und die Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe in Deutschland. Berlin
- Bowlby, J.* (1975). *Bindung*. München: Kindler
- Brazelton, T. B.; Greenspan, S.I.* (2002): *Die sieben Grundbedürfnisse von Kindern. Was jedes Kind braucht, um gesund aufzuwachsen, gut zu lernen und glücklich zu sein*. Weinheim, Basel: Beltz-Verlag)
- Bronfenbrenner, U.* (1993). *Die Ökologie der menschlichen Entwicklung -natürliche und geplante Experimente*. Stuttgart: Klett-Cotta
- Crittenden, P.* (2005): Präventive und therapeutische Intervention bei risikoreichen Mutter-Kind-Dyaden: Der Beitrag von Bindungstheorie und Bindungsforschung. In: *IKK-Nachrichten, Gewalt gegen Kinder: Früh erkennen – früh helfen*. München: DJI
- Kellmer-Pringle, M.* (1979): *Was Kinder brauchen*. Stuttgart: Klett-Cotta
- F-Netz Nordwestschweiz* (2003): *Wie ich in deiner Obhut wachse*. Basel. Bezug über gaimh@klinikum-graz.at
- Fonagy, P., Gergely, G., Jurist, E.L., Target, M.* (2004): *Affektregulierung, Mentalisierung und die Entwicklung des Selbst*. Stuttgart: Klett-Cotta
- Grossmann, K., Grossmann, K.* (2004): *Bindungen. Das Gefüge psychischer Sicherheit*. Stuttgart: Klett-Cotta
- Hüther, G.* (2003): *Wohin, wofür, weshalb? Über die Bedeutung innerer Leitbilder für die Hirnentwicklung*. In: *UNIVERSITAS 3 Schwerpunkt Familie und Erziehung*
- Köhler, H.* (2008): *Was Kinder brauchen*. http://www.bundespraesident.de/Anlage/original_647745/Rede-von-Bundespraesident-Horst-Koehler-beim-13.-Kinder-und-Jugendhilfetag-in-Essen.pdf URL: 16.11.2009
- Largo, R. H., Pfister, D., Molinari, L., Kundu, S., Lipp, A. Duc, G.* (1989) : Significance of prenatal, perinatal and postnatal factors in the development of AGA-preterm children of 5-7 years. *Developmental Medicine and Child Neurology*, 31, S. 440-456
- Meier-Gräwe, U.* (2006): *Was brauchen Familien? Öffentliche Unterstützungssysteme auf dem Prüfstand*.
http://www.iss-ffm.de/fileadmin/user_upload/Veranstaltungen/FT_Institute/TOP_1_meier-graewe.pdf URL: 16.11.2009
- Niethammer, D.* (2007): *Auswirkungen von Gewalt, Vernachlässigung und Misshandlung auf Gesundheit und Entwicklung von Kindern und Jugendlichen*. http://www.kinderumweltgesundheit.de/KUG/index2/pdf/dokumente/50201_1.pdf URL: 2.3.2009
- Oerter, K, Montada, L.* (1995): *Entwicklungspsychologie*. Weinheim: PVU
- Spitz, R.* (1996): *Vom Säugling zum Kleinkind. Naturgeschichte der Mutter-Kind-Beziehungen im ersten Lebensjahr*, Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 1996
- Ziegenhain, U., Fries, M., Bütow, B., Derksen, B.* (2004): *Entwicklungspsychologische Beratung für junge Eltern*. Weinheim: Juventa

Frühkindliche Förderung:

Familienbezogen und Kompensatorisch – Entwicklungsnotwendigkeiten für die Jugendhilfe

Frau Dr. Heidemarie Rose

Abteilungsleitung „Junge Menschen und Familie“; Senatorin für Arbeit, Frauen, Gesundheit, Jugend und Soziales,
Freie Hansestadt Bremen



- Mit Prävention sind alle gezielten Maßnahmen gemeint, die ergriffen werden, um ein Problem (z.B. Gesundheit, Bildung, Arbeitslosigkeit, Kriminalität) oder eine ungewollte Entwicklung zu verhindern, weniger wahrscheinlich zu machen oder zu verzögern.
- Die ‚Idee‘ der Prävention ist verbunden mit der Einschätzung von Risiken, die eine gute Entwicklung gefährden können. Die Einschätzung von Risiken hält schon das Urteil im Hintergrund, was eine unerwünschte Entwicklung oder ein unerwünschtes Ereignis ist.

Frühe Förderung – ein Aktionsfeld von Prävention

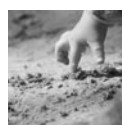
- Frühintervention leitet zu einem möglichst frühen Zeitpunkt entsprechende Maßnahmen (Interventionen) ein, damit problematische Entwicklungen verhindert werden können.
- Früherkennung hat zum Ziel, problematische Lebenssituationen frühzeitig zu erkennen.
- Frühe Förderung bezeichnet sowohl normative allgemeine Maßnahmen im frühen Kindesalter als auch rechtzeitige Interventionsmaßnahmen im Rahmen gezielter Prävention. (doppelte Bedeutung des Begriffs)
- Wer vorbeugen will, muss wissen, was zu tun ist und warum.

Die folgenden Ausführungen sind das Ergebnis der Zusammenführung eines auf der Tagung gehaltenen Vortrages mit Manuskript-Notizen zum Thema ‚Prävention und Frühe Förderung‘.

Erläuterung der zentralen Begriffe: Prävention und Frühe Förderung

Prävention

- Vorbeugende Maßnahmen, um ein unerwünschtes Ereignis oder eine unerwünschte Entwicklung zu vermeiden
- Vorausschauende Problemvermeidung



- Wer vorbeugen will, muss es auch durchsetzen können und wollen.
- Wenn es darum geht, gezielt intervenieren zu können, dann muss man Zusammenhänge herstellen zwischen einem gegenwärtigen Phänomen – z.B. minderjährige Mutter und ihr neugeborenes Kind in einer bestimmten Lebenslage – und zukünftigen Ereignissen oder Zuständen. Aus einer solchen Analyse konstruiert sich das Aktionsfeld der Frühen Förderung oder auch der Frühen Hilfen.

Beispiel: Minderjährige Mütter

Fachpolitische, gesellschaftliche Zielsetzungen:

Maßnahmen zur Steigerung der Motivation, der individuellen Leistungsfähigkeit und Kompetenz mit dem Ziel, Mutter und Kind aus dem Kreislauf der Armut und Ausgeschlossenheit von gesellschaftlicher Teilnahme heraus zu holen.

Das "can-do-girl"

Die mehr oder weniger rationalen Herangehensweisen oder Lebensstile der ‚can-do-girls‘, also derjenigen, die sagen: Schulabschluss, Ausbildungsabschluss, berufliche Tätigkeit, stabile Beziehung und dann Kind – sind gespeist von dem Wissen um die Notwendigkeit der Ressourcen und der eigenen Abhängigkeit.

Das "at-risk-girl"

Hier besteht eine große Abhängigkeit, zur Versorgung des Kindes, die Ressourcen sicherzustellen. Häufig besteht eine Potenzierung des Widerspruches von Motiven gegenüber dem, was für das Kind gut ist und was man für sich selbst will.

Erziehung und Versorgung von Kindern produziert immer Abhängigkeit, es sind immer materielle und institutionelle Ressourcen notwendig, die man selbst nicht ‚im Griff‘ hat. Für beide, dem ‚can-do-girl‘ und dem ‚at-risk-girl‘, stehen jedoch die gleichen Zielsetzungen im Raum:

Eröffnung von Handlungsoptionen und Handlungsbefähigung. Dies sollte die Zielvorgabe für die professionellen Akteure sein, auch gegenüber dem ‚at-risk-girl‘.

Prävention – ein Handeln in Machtrelationen

Bei dem Beispiel der minderjährigen Mütter, aber auch an vielen anderen Beispielen von präventivem Handeln wird deutlich, dass Prävention ein Handeln in Machtrelationen darstellt. Risiken werden aus einer Machtposition heraus definiert mit der Zielsetzung einer individuellen Verhaltensänderung, durch die die Risiken minimiert werden.

Beispiel: Nurse-family-partnership in USA (entwickelt von David Olds und Kollegen, Erprobung in Deutschland durch das Projekt ProKind)

Zielsetzung des Projektes sind u.a.: Vermeidung des Fetalen Alkohol Syndroms und Verhinderung oder Verzögerung einer zweiten Schwangerschaft und Geburt eines zweiten Kindes (Intervention bei jungen Müttern bei erster Schwangerschaft, Begleitung und Unterstützung bis zum zweiten Geburtstag des Kindes).

Es sollte bei allen wohlmeinenden Zielsetzungen für Verhaltenänderungen nicht vergessen werden, dass das individuelle Verhalten, z.B. das der minderjährigen Mutter, ein

an die jeweiligen Lebensbedingungen adaptiertes, funktionales Verhalten ist.

Wenn wir akzeptieren, dass sich Präventionsziele (die guten) in einem Machtgefälle bewegen, dann überrascht es nicht, dass es Widerstand geben kann. Prävention ist stets konfrontiert mit Gegenkräften, die die Anstrengungen der Prävention unterlaufen, bremsen oder blockieren. Hier mit Sanktionen zu drohen ist in der Regel kein probates Mittel und produziert eher mehr Widerstand. (Beispiel: Vorsorgeuntersuchungen)

Zielsetzung von Prävention in unserem fachlichen Handeln

Effekt unserer Anstrengung und Herangehensweisen sollte sein, Mütter und Väter zu entlasten und ihnen zu helfen, positive Emotionen gegenüber ihren Kindern zu gewinnen oder zu erhalten. Das kann heißen, Müttern und Vätern durch Entlastung Handlungsoptionen zu eröffnen und sie zu befähigen, in einer tragfähigen Beziehung zum Kind die Entwicklung und Zugewandtheit zu den Menschen und Dingen in seiner Umgebung zu unterstützen.

Beispiele:

- Early Excellence Centers und KiTZ (Centerbased)
Anspruch: Einbeziehung der Eltern in der Art, dass sie zum Hauptmotor der Entwicklung ihrer Kinder werden können, auch immer wieder die Gelegenheit erhalten, stolz auf ihr Kind sein und auch zu erkennen, was sie dazu beigetragen haben, dass ihr Kind sich so zeigen kann.

■ Lern- und Entwicklungsdokumentation/Portfolio

In Einrichtungen der frühkindlichen Bildung etabliert sich eine Praxis der Lern- und Entwicklungsdokumentation, in der die Entwicklung eines Kindes für das Kind und die Eltern dargestellt wird und Anlass bietet für eine zugewandte Elternarbeit.

In diesem Zusammenhang möchte ich an Uri Bronfenbrenner erinnern, der im Rahmen seiner Resilienzforschung eine Bedingung für die positive Entwicklungsperspektive eines Kindes plakativ beschrieb mit: somebody has to be crazy about the kid! (Für weitere Beispiele und inhaltliche Weiterführung siehe 13. Kinder- und Jugendbericht, Mehr Chancen für gesundes Aufwachsen, 2009)

Aber unzureichende soziale Netzwerke und auch schlechte Angebote unsererseits, die wenig positive emotionale Eingebundenheit ermöglichen, können die soziale Isolation verstärken und bilden damit einen weiteren Risikofaktor oder verstärken die Risiken, anstatt sie zu vermindern. Dies zu verhindern, bildet die Anforderung an die Professionalität der Fachkräfte in der sozialen Arbeit, Pädagogik und Psychologie.

Stück für Stück lassen sich empirische Befunde über die Effektivität von Programmen und Arbeitsansätzen finden. Hinweisen möchte ich auch auf die europäische Forschung, zum Beispiel in „Frühkindliche Betreuung, Bildung und Erziehung in Europa: ein Mittel zur Verringerung sozialer und kultureller Ungleichheiten“ 2009, Education, Audiovisual and Culture Executive Agency oder auch Nationales Zentrum für Frühe Hilfen, Deutscher Bildungsserver und Deutsches Jugendinstitut.



Als besonders effektiv bezogen auf die Zielsetzung Frühe Förderung haben sich sogenannte Kombinationsprogramme erwiesen, die sowohl institutionell (in einer Einrichtung, centerbased) als auch familienbezogen (in der häuslichen Umgebung der Familie wie z.B. Opstapje und HIPPY, homebased) arbeiten. Beschrieben werden die Programme als intensiv, früh beginnend, kindzentriert, in Einrichtungen kombiniert mit Elternarbeit, Elternbildung, häusliche und familiäre Unterstützung.

Anforderungen an das Jugendhilfesystem

Kommunen sollten ein quartierbezogenes Frühförderkonzept entwickeln und die Phase der „Leuchttürme“ und Einzelprojekte überwinden. Das Vorhaben der Stadt München, Gegenstand dieser Tagung „Prävention durch Frühe Förderung“, verspricht einen Perspektivenwechsel hin zu mehr kollektiven oder auch universellen Strategien für ein Quartier. (siehe auch Entwicklung der KiTZ in München)

Neben den individuellen Strategien der Risikominimierung ist es hilfreich, kollektive Strategien (werden in manchen Fachbereichen als gesellschaftssanitäre Programme bezeichnet, Beispiel Rauchverbot in öffentliche Räumen) zu prüfen, die die Frühe Förderung von Kindern und die Unterstützung der Eltern bei dieser Aufgabe in den Mittelpunkt stellen.

Themen könnten hier sein:

- Sensibilisierung der Eltern für Frühe Förderung
- Stärkung der Eltern in ihrer Rolle als Erziehende
- Erweiterung der Fördermöglichkeiten in den Bereichen: Motorik, Sprache, Sozialkompetenz und gesunde Ernährung

In der Quellenangabe aus dem ‚deutschen Bildungsserver‘ werden Beispiele für Programme und Projekte gegeben, die allerdings als Versatzstücke für ein quartierbezogenes Frühförderkonzept gesehen werden müssen.

Als Beispiel für einen eher *universellen* Ansatz könnte das Schweizer Projekt ‚Primano‘ (Bern) herangezogen werden. Das Gesamtkonzept durchläuft eine wissenschaftliche Begleitung und bietet möglicherweise für die Entwicklungsarbeit in Deutschland hilfreiche Überlegungen.

Auszug aus der Selbstdarstellung von ‚primano‘:

Primano richtet sich an Kinder bis zum Alter von fünf Jahren und deren Eltern oder Erziehungsberechtigte sowie an alle Personen, die ein Interesse an der frühzeitigen Förderung haben. Die Förderangebote erfolgen bei Ihnen zu Hause, in Tagesstätten für Kleinkinder (3 Monate bis Schuleintritt) und Spielgruppen sowie im Quartier.

Angebote für Eltern in den Quartieren

In den vier Pilotquartieren gibt es je eine Anlaufstelle (Quartierkoordinatorinnen), welche über Förderangebote, Finanzierung und Kontaktmöglichkeiten zu anderen Eltern und Fachpersonen informieren. Über den Link „Angebot für Eltern“ haben Sie einen quartierspezifischen Zugang zu zahlreichen Förderangeboten.

Schritt:weise – das Opstapje-Programm für die Schweiz

Eltern mit Kindern zwischen 1,5 und 2 Jahren werden wöchentlich, später vierzehn-tägig von einer Hausbesucherin ihrer Sprachgruppe zu Hause besucht. Eltern lernen die Entwicklung ihres Kindes spielerisch zu fördern. Sie ermöglichen ihrem Kind so eine gesunde

Entwicklung und später einen guten Start in den Kindergarten und in die Schule.

Fördermodule für Spielgruppen und Tagesstätten für Kleinkinder

Die Fördermodule unterstützen Spielgruppen und Kindertagesstätten in ihrer Förder- und Elternarbeit zu den Themen Motorik, Ernährung, Sprache und Sozialkompetenz. Im Vordergrund steht, den Kindern die entsprechenden Erfahrungen zu ermöglichen und die Eltern zu stärken.

Fazit

Der Fokus unserer Entwicklungsarbeit mit der Überschrift „Prävention durch Frühe Förderung“ vor dem Hintergrund eines universellen Präventionskonzepts, das das Aufwachsen aller Kinder und die gesellschaftliche Unterstützung aller Eltern eines Quartiers in den Mittelpunkt stellt, erfordert ein Gesamtkonzept, das quartierbezogen förderliche Entwicklungsbedingungen bereithält. Der Stadt München und all den Akteuren in diesem Feld sollte man klare Zielsetzungen und Durchhaltevermögen wünschen.

Quellen:

<http://www.deutscher-familienverband.de/index.php?id=1060>
<http://www.dji.de/cgi-bin/projekte/output.php?projekt=321>
<http://www.elternfuehrerschein.com/>
http://www.familienhandbuch.de/cmain/f_Fachbeitrag/a_Familienbildung.html
http://www.familienhandbuch.de/cmain/f_Fachbeitrag/a_Familienbildung/s_1915.html
http://www.familienhandbuch.de/cmain/f_Fachbeitrag/a_Familienbildung/s_1139.html
<http://www.familienteam.org/>
<http://www.freiheit-in-grenzen.org/>
<http://www.hippy-deutschland.de>
<http://www.hrf.uni-koeln.de/de/psaglauth/content/126.htm>
http://www.lja.brandenburg.de/sixcms/media.php/2558/modellprojekt_abschlussbericht_inhaltsverzeichnis_einleitung.pdf
<http://www.martemeo.de/modell.htm>
<http://www.pekip.de/>
<http://www.raa.de/rucksack.html>
<http://www.triplep.de>
http://www.uni-bielefeld.de/gesundhw/ag4/downloads/abschlussbericht_move.pdf
http://www.wcer.wisc.edu/FAST/who/Germany_FAST_Report_Final.pdf
<http://www.wertebildunginfamilien.de/>



Fachforen aus den Handlungsfeldern der Frühen Förderung

1 Forum 1

Zugehende Elternarbeit – Niedrige Schwellen statt hoher Hürden?

Durchgeführt von:

Claudia Liberona (DJI), Ursula Balmer (Schul- und Kultusreferat), Markus Klein (städt. Hort Dachauerstraße), Gertrud Plank (städt. KinderTagesZentrum Langbürgener Straße), Heike Kreß (SOS-Beratungs- und Familienzentrum München)



Claudia Liberona, wissenschaftliche Referentin des Projektes „Gesundheit beginnt in der Familie“ des DJI, stellt einleitend die Methoden Früher Förderung von sozial benachteiligten Familien im Stadtteil vor.

1) Forschungsgruppe: Deutsches Jugendinstitut München und Universität Hamburg

Frühe Förderung von sozial benachteiligten Familien im Stadtteil

Warum beschäftigen sich die Sozialwissenschaften heute mit der Frage, welche Interventionsmethoden sozial benachteiligte Familien erreichen? Bundesweit bekannte Fälle von Kindervernachlässigung wie der des kleinen Kevin sowie zahlreiche Studien (z. B. der 13. Kinder- und Jugendbericht 2009) zeigen, dass Armut die Entwicklung und Entfaltung von Familien und insbesondere von Kindern beeinträchtigt. Gleichzeitig ist belegt, dass in Armut lebende Familien nicht durch traditionelle Bildungsarbeit erreicht werden (Präventionsdilemma). Im Gegensatz zu Mittelschichtfamilien suchen sozial benachteiligte Familien nicht aktiv nach Hilfe und Bildung. Um sie besser erreichen zu können, sind zusätzliche Interventionsformen wie offene, niedrigschwellige oder aufsuchende Elternarbeit erforderlich.

Im ersten Teil dieses Artikels wird eine kurze Beschreibung der Zielgruppe gegeben. Dem folgt eine Darstellung von Lösungsvorschlägen, die auf Basis der Ergebnisse des Forschungsprojektes¹ „Gesundheit beginnt in der Familie“ erstellt wurden.

Diese Familien – in der Fachliteratur auch als bildungsfern bezeichnet – weisen nach Tschöpe-Scheffler (s. Blume-Maurice 2006) folgende Merkmale auf: Mehrfache Belastung, in Armut lebende Eltern, Überforderung, Resignation, Hilflosigkeit und Mutlosigkeit; sie müssen und wollen unterstützt werden, sind aber selten bei der Suche nach Hilfe aktiv. Bei diesen Familien (s. Helming/Spachholz 2007) ist häufig ein Gefühl von Nutzlosigkeit und Überflüssigkeit anzutreffen. Er konstatiert, dass sie durch „emotionale Taubheit“ unbeweglich geworden sind. Ihnen mangelt es an sozialer Kompetenz, und aus Angst vor einem eventuellen Scheitern lehnen sie es grundsätzlich ab, diese zu erwerben. Hinzu kommt ein hartnäckiger Negativismus, der als eine Form der Abwehr von Veränderung verstanden werden kann, die ein Annehmen von Angeboten erschwert.

Was hilft, diesen Teufelskreis zu durchbrechen? Sozial benachteiligte Familien besitzen nicht nur die o. g. Merkmale, sie sind darüber hinaus auch wenig mobil. Frühe Förderung kann und muss deshalb vor Ort im Alltagsquartier stattfinden. Im Folgenden wird der Versuch unternommen, grundlegende Charakteristika für eine erfolgreiche Intervention bei sozial benachteiligten Familien darzustellen.

Frühe Förderung im Stadtteil

Entscheidend für jede Förderung ist, dass die Fachkräfte in den Einrichtungen ihre Möglichkeiten nutzen, über offene Angebote an die Lebenswelt der Familien anzuknüpfen. Sie müssen gleichzeitig eine wertschätzende Haltung einnehmen, die verhindert, dass die Betroffenen für ihre Lebensführung in Rechtfertigungszwang geraten. Diese Haltung wiederum sollte von dem Wissen getragen wer-

den, dass theoretische Informationen allein keine Verhaltensänderung bewirken. Erst wenn Handlungsweisen praktisch eingeübt sind, können sie von den Familien in ihr eigenes Handlungsrepertoire übernommen werden.

Um dies zu ermöglichen, müssen die Interventionsangebote der Einrichtungen Folgendes leisten:

- über eine längere Zeit an die Erfahrungen der Familien anknüpfen,
- eine vertrauensvolle und wertschätzende Beziehung zu den NutzerInnen pflegen,
- Themen „beiläufig“ ansprechen,
- die kulturelle und spezielle Bedeutung von Erziehungspraktiken kennen und berücksichtigen,
- die Bedürfniskomplexität der Familien berücksichtigen.

Im Einzelnen bedeutet das:

1. Am selben Ort und über eine längere Zeit

Einrichtungen, die seit mehreren Jahren im Stadtteil arbeiten und in der Nachbarschaft verankert sind, können eine kontinuierliche und effiziente Intervention anbieten, die sich entlastend – d. h. stress- und belastungsabbauend – auf das gesamte System Familie auswirkt. Die Einrichtung bildet ein Netz, das der Familie hilft, Probleme zu lösen oder diesen vorzubeugen. Mehrere Familienmitglieder werden über einen längeren Zeitraum begleitet. Dies wiederum ermöglicht Interventionsmaßnahmen zum bestmöglichen Zeitpunkt.



Die Einrichtungen können und sollten das Thema Frühe Förderung in ihr Interventionskonzept integrieren. Ihre Arbeit ist bereits etabliert und konsolidiert und kann deswegen von den BewohnerInnen akzeptiert und angenommen werden. Vertrauen und die Glaubwürdigkeit der „ExpertInnen“ sind sehr relevant für die Intervention. Dabei sollten vor allem kulturelle und kontextbezogene Aspekte berücksichtigt werden.

2. Vertrauensvolle und wertschätzende Beziehung

Insbesondere in der Anfangsphase wird eine Atmosphäre geschaffen, bei der die NutzerInnen sich akzeptiert und wertgeschätzt fühlen, damit Interventionen jeder Art gelingen können.

3. „Beiläufigkeit“

Mit dem Begriff „Beiläufigkeit“ wird eine Praxisform beschrieben, bei der das durchdachte informelle Miteinander (z. B. am Kaffeetisch) eine Interventionsform annimmt. D. h. bei einem ungezwungenen Miteinander werden lebensrelevante Themen wie Umgang mit Grenzen, Überforderung und ähnliches mit dem Ziel angeregt, eine Reflexion bzw. eine Verhaltensmodifikation herbeizuführen.

4. Familien in ihrer Bedürfniskomplexität betrachten

Eine Familie besteht aus mehreren Generationen und Geschlechtern. Die Angebote einer Einrichtung sollten deshalb sowohl geschlechts- als auch altersspezifisch konzipiert sein. Dazu gehören z. B. Gruppenangebote für Familien mit kleinen Kindern, Angebote für Grundschul Kinder mit Betreuung nach der Schule sowie Hausaufgabenhilfe, Treffen für Väter oder Bewegungsangebote für Frauen, Mädchen und Jungen.

5. Migrationssensible Arbeit

Die Arbeit mit Familien mit Migrationshintergrund stellt für Einrichtungen eine ungleich größere Herausforderung dar. Die Begegnung mit unterschiedlichen Kulturen und die in der Regel mangelnde Sprachkompetenz der BesucherInnen verursachen Verständigungsschwierigkeiten. Interkulturelle Kompetenz und Angebote in den Muttersprachen haben sich in diesem Kontext als sehr erfolgreich erwiesen. PraktikerInnen sollten den Lebensstil von Menschen anderer Kulturen kennen und diesem wertschätzend begegnen. Eine solche Wertschätzung zu erfahren kann bewirken, dass sich MigrantInnen für Neues und Unbekanntes öffnen und somit bereit sind, ihre eigene Praxis in Frage zu stellen und zu überdenken.

Fazit

Die Veränderungen der Gesellschaft durch zunehmende Armut erfordern ein Umdenken in der Interventionspraxis. Untersuchungen zeigen, dass subjektzentrierte und kontextbezogene Interventionsmodelle am ehesten geeignet sind, auf diese Veränderungen angemessen einzugehen und zu reagieren.

Anschließend an den Input des Deutschen Jugendinstitutes hatten die drei Vertreter aus der Praxis die Gelegenheit, ihre Methoden und Besonderheiten im Bezug auf die Elternarbeit vorzustellen.

Das Projekt „Willkommen in der Messestadt“ des SOS-Kinderdorf e.V. zur Unterstützung von Familien mit 0 bis 1-jährigen Kindern, das von 2008 bis 2009 durchgeführt wurde, wurde vorgestellt.

Eine Bestandsaufnahme vor Projektbeginn zeigte, dass in der Messestadt insbesondere

niedrigschwellige Angebote für Familien mit sehr kleinen Kindern fehlten. Diesen Familien wurde von März 2008 bis 2009 ein Hausbesuch angeboten. Der Hausbesuch war für die Familien kostenlos und freiwillig. Die Projektmitarbeiterinnen stellten einen Kontakt zu den Familien her und kamen mit den Eltern ins Gespräch. Dabei war es wichtig, den Familien gegenüber Interesse, Wertschätzung und Anerkennung in ihrer neuen Lebenssituation und für das neugeborene Kind zu zeigen. Weiterhin wurden den Eltern im Sinne eines Lotsen- und Servicedienstes Informationen zu geeigneten Angeboten in der Messestadt gegeben.

Bei Bedarf unterstützten die Projektmitarbeiterinnen die Eltern bei der Suche nach der für sie passenden Hilfe. Das Projekt stand dabei in enger Vernetzung mit allen Trägern und Anbietern von Maßnahmen für Kinder von 0 bis 3 Jahren in der Messestadt. Darüber hinaus war es ein Ziel des Willkommensprojektes, dass sich die Eltern an die Fachkräfte oder andere empfohlene Einrichtungen wenden, wenn sie – auch zu einem späteren Zeitpunkt – erste Anzeichen für Probleme erkennen, um größeren Schwierigkeiten vorzubeugen. Im Jahr 2009 wurden 55 Familien besucht, das sind ca. 70 % der angeschriebenen Familien. 75 % dieser Familien hatten einen Migrationshintergrund. Es wurden nur Straßenzüge besucht, die noch nicht von den Kinderkrankenschwestern des Referats für Gesundheit und Umwelt versorgt waren. Bei 21 Familien ergab sich über den Hausbesuch hinaus ein weiterer Bedarf. Beispielsweise konnten Familien in den Deutschkurs oder die Erziehungsberatung und Schreibbabyambulanz im SOS-Kinder- und Familientreff Messestadt Ost, oder in ein arabischsprachiges Elterntraining bei Refugio vermittelt werden. Die Unterstützung bei der Suche nach Kindergartenplätzen für ältere Geschwister

oder Kinderkrippenplätzen war ebenfalls für einzelne Familien wichtig. Die Rückmeldungen von den Eltern bezüglich der Hausbesuche waren sehr positiv.

Im Anschluss daran wurde der Hausbesuch als Methode der aufsuchenden Elternarbeit vom Städtischen KinderTagesZentrum Langbürgener Straße dargestellt. Bei den Hausbesuchen werden Fragen zur Entwicklung des Kindes in Gesprächen zwischen pädagogischem Fachpersonal und Eltern thematisiert. Diese Gespräche finden nach Möglichkeit während der Öffnungszeiten der Einrichtung statt, wodurch für das Haus ein besonderer Organisationsaufwand entsteht, da die Betreuung der Gruppe während der Abwesenheit des Erziehers / der Erzieherin sichergestellt werden muss und prinzipiell immer zwei Fachkräfte ein Gespräch führen.

Ziele, die durch diese Methode verfolgt werden sind:

- Kontakt zu den Eltern aufbauen
- Vertrauen zwischen pädagogischen MitarbeiterInnen und Eltern fördern
- das Verständnis für Andere schulen
- den Blick ändern, gemeinsam für das Kind da sein
- das Wichtigste ist die Beziehung, nur darüber können diese Ziele erreicht werden

Generell ist festzuhalten, dass das Angebot von Seiten der Eltern (ca. 90 %) gerne angenommen wird und sie dem Fachpersonal offen gegenüberstehen.

Abschließend wurde das Projekt der „präventiven sozialräumlichen Elternarbeit in der Kindertagesstätte“ vorgestellt. Hier führt die



BSA im zwei-wöchentlichem Abstand ein Angebot der Elternberatung in der Kindertagesstätte durch. Die Eltern erhalten die Gelegenheit, Fragen zu stellen und sich Unterstützung zu holen, etwa bei Problemen mit der Wohnung, bei finanziellen Problemen, bei Erziehungs- oder Beziehungsschwierigkeiten. Ziel des Projektes ist es, zu einem frühen Zeitpunkt Familien und Kindern Hilfe anzubieten. Dem pädagogischen Fachpersonal der Tagesstätte obliegt die wichtige Funktion der „Scharnierperson“. Im Alltag der Kindertageseinrichtung ergeben sich vielfältige Möglichkeiten zum Vertrauensaufbau und einer positiven Gestaltung der Erziehungspartnerschaft. Dieses vertraute Umfeld bewirkt, dass die Eltern sich behutsam an die BSA wenden können. Möglichen Ängsten und Vorurteilen gegenüber dem öffentlichen Träger kann die „Scharnierperson“ im Vorfeld entgegenwirken. Das Projekt konnte erreichen, dass den Familien nachhaltig und zu einem frühen Zeitpunkt Unterstützung ermöglicht wird. Die Arbeit während der Modellphase verlief für alle Beteiligten so positiv, dass sie in eine regionale Kooperationsvereinbarung zwischen der Abteilung F5 des Schulreferats und dem Sozialbürgerhaus Neuhausen-Moosach gemündet ist. Mittlerweile ist die Elternberatung in vier Kindertageseinrichtungen in den Stadtteilen Moosach und Neuhausen fest installiert.

Workshopdiskussion und -ergebnis

In der anschließenden Diskussion bestand Konsens darüber, dass die Beziehungsgestaltung und der Vertrauensaufbau zu den Familien die entscheidenden Kriterien der niederschweligen und zugehenden Elternarbeit sind. Dies geht einher mit der professionellen Haltung der Fachkräfte, welche von folgenden Merkmalen geprägt sein sollte:

- Positive Grundeinstellung
- Würdigung der Erziehungsbemühungen der Eltern
- Echtheit
- Bereitschaft und Fähigkeit zur Selbstreflexion
- Generelle Wertschätzung
- Berücksichtigung der kulturellen Aspekte und interkulturelle Kompetenzen
- Bereitschaft zur Fort- und Weiterbildung

Ein weiteres Kriterium für die Elternarbeit sollte eine Kundenorientierung sein, die den Umständen und Bedürfnissen der Eltern, Kinder und Familien entgegenkommt. Für Institutionen und Professionelle bedeutet dies z.B. Flexibilität bei der Termingestaltung (individuelle Vereinbarung), familienfreundliche Zeiten anbieten, parallele Kinderbetreuung bei Angeboten wie Elternabenden und Begegnungsräume für die Familien schaffen.

Die Gewährleistung von Kontinuität und die damit verbundene Zeitdauer der verschiedenen Projekte bzw. Ansätze wären als weiteres Kriterium zu nennen. Hier Bedarf es einer langfristigen Finanzierung und einer Sicherung durch zusätzliche Fachkräfte.

Um nachhaltig Zugang zu den Familien und deren Kindern zu bekommen, hat sich in der Kita (Alfred-Drexel-Str. + Dachauer Str.) die Kontaktaufnahme über gesellige, kulinarische Erlebnisse bewährt (regelmäßiges Eltern-Kind-Frühstück, welches von der Einrichtung kostenlos zur Verfügung gestellt wird). Dies hat sich als Türöffner bei der positiven Beziehungsgestaltung mit den Familien etabliert

und generell die Bildungs- und Erziehungspartnerschaft im Hause verbessert. Zudem bietet dies eine gute Möglichkeit der Kontaktaufnahme in einem angenehmen Umfeld, welche sich die BSA im Rahmen der präventiven sozialräumlichen Elternarbeit nutzen konnte. Darüber hinaus werden niederschwellige Angebote der Elternarbeit besonders gut wahrgenommen, wenn die folgenden Kriterien berücksichtigt werden:

- Die Begeisterung der Kinder wirkt „ansteckend“ und überträgt sich auf die Eltern. Dies sollte sich die Einrichtung unbedingt zu nutzen machen.
- Generelle Lebensweltorientierung und Alltagsbezug
- Kopflastige, theoretische Elemente entsprechend der Kenntnisse der Eltern aufbereiten. Hier haben sich Aktions-, Erlebnis- und Mitmachelemente bewährt. Möchte man den Eltern beispielsweise das Thema „Bedeutung des kindlichen Spiels“ näher bringen, ist es sinnvoll die Eltern und Kinder gemeinsam spielen zu lassen und theoretische Inhalte „nebenher“ zu vermitteln.

Im Anschluss wurde im Fachforum der Einsatz eines Dolmetschers thematisiert, schließlich scheitert der Zugang zu den Eltern oftmals an den Sprachschwierigkeiten. Gerade in Gesprächen, deren Inhalte eine große Tragweite enthalten, ist die Verständigung über die Muttersprache sehr wichtig und die Hinzunahme eines Dolmetschers unerlässlich. Oftmals wird diese Rolle von anderen Eltern, Verwandten oder KollegenInnen aus dem Team übernommen, was natürlich bei Alltagsgesprächen möglich ist. Dennoch kann nie gewährleistet sein, dass die Inhalte korrekt wiedergegeben werden, was sich bei wichtigen Gesprächen problematisch dar-

stellen kann. Dabei besteht die Gefahr, dass Missverständnisse auftreten, welche mitunter eventuell im Vorfeld erreichte Gewinne in der Elternarbeit zerstören können.

Zum Abschluss wurden die Merkmale einer gelungenen niederschweligen Elternarbeit von den Vertreterinnen und Vertretern aus der Praxis genannt. Für das Projekt „Willkommen in der Messestadt“ ist es den Initiatorinnen und Initiatoren wichtig, dass die Eltern eine Anlaufstelle bei Problemen haben. Durch die intensiv betriebene Netzwerkarbeit können die Familien an die geeigneten Anlaufstellen vermittelt werden und die Hilfen können frühzeitig greifen.

Für die Kindertageseinrichtungen (KITZ Langbürgener Straße, Kita Alfred-Drexel-Straße, Kita Dachauer Straße) sind neben den bereits oben genannten Zielen und Inhalten, folgende Punkte Indikatoren für eine gelungene Elternarbeit:

- Begleitung von Übergängen
- Regelmäßige Information und Austausch
- Stärkung der Erziehungskompetenz
- Beratung und Vermittlung von Fachdiensten
- Mitarbeit der Eltern
- Beteiligung, Mitverantwortung und Mitbestimmung
- Ausbau von Kindertageseinrichtungen zu Familienzentren



Literatur

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg. 2009): 13. Kinder- und Jugendbericht. Bericht über die Lebenssituation junger Menschen und Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe in Deutschland. Berlin.

DJI – Deutsches Jugendinstitut (2006): Kurzevaluation von Programmen zu frühen Hilfen für Eltern und Kinder und soziale Frühwarnsystemen in den Bundesländern. Abschlussbericht.

Helming, E., Spachholz, C. (2007): Sozialpädagogische Familienhilfe als aufsuchende Eltern- und Familienberatung/ Elternbildung für Familien in gravierenden Unterversorgungslagen.
Unter: <http://www.familienbildung-ev-bag.de/dokumentation/PDF/12.pdf> [Recherchedatum: 20.11.2009]

Sann, A./Thrum, K. (2003): Perspektiven präventiver Frühförderung im Kontext sozialer Benachteiligung. Das präventive Frühförderprogramm „Opstapje – Schritt für Schritt“ für Familien mit zwei- bis vierjährigen Kindern im wissenschaftlich begleiteten Ersteinsatz in der BRD. In: Institut für soziale Arbeit (Hrsg.) 2003: Beiträge zum ISA Kongress. Eigenverlag, Münster, S. 77-83

Blum-Maurice, R.: (2006) Aufsuchende Ansätze in der präventiven Elternarbeit. Vortrag in Fachkongress „Frühe Hilfen für Familien“ F2. http://www.soziales-fruehwarnsystem.de/Material_02.html

Forum 2

Vernetzung – Erleichterung oder Belastung für Frühe Förderung

Durchgeführt von:

Mike Seckinger (DJI), Carolin Steinhaus (städt. Hort Blumenauerstraße), Carolin Fink (städt. Kita Widmannstraße)

Die Schlagwörter Vernetzung und Kooperation lösen inzwischen bei etlichen in der sozialen Arbeit Abwehrreflexe aus, ganz nach dem Motto: Synergien werden versprochen und Arbeitszeit gestohlen. In dem Workshop wurde der Frage nachgegangen, ob durch Kooperationen Frühe Förderung verbessert werden kann, und welche Bedingungen hierfür erfüllt sein müssen.

In der Praxis und der Fachdiskussion werden die Begriffe Vernetzung und Kooperation vielfach synonym benutzt. Dies erschwert es aber, sich über Erwartungen und Anforderungen an die Zusammenarbeit Klarheit zu verschaffen. Eine Definition der beiden Begriffe erscheint deshalb sinnvoll.

Im Folgenden wird unter **Vernetzung** verstanden, dass man von einander weiß, sich ab und zu austauscht und den Kontakt etwas pflegt.

Kooperation hingegen ist auch inhaltlich zielgerichtet, denn es handelt sich dabei um ein Verfahren – also keinen inhaltlich definierbaren Handlungsansatz – der intendierten Zusammenarbeit, bei dem im Hinblick auf geteilte oder sich überschneidende Zielsetzungen durch Abstimmung der Beteiligten eine Optimierung von Handlungsabläufen oder eine Erhöhung der Handlungsfähigkeit bzw. Problemlösungskompetenz angestrebt wird (van Santen & Seckinger 2003, S. 29).



Zwei Beispiele für Vernetzungsarbeit

Das Netzwerk für Familien – Blumenau

Das „Netzwerk für Familien – Blumenau“ besteht seit November 2008. Die Blumenau ist eine Teilregion des Stadtbezirks 20 Hadern. Ausgangssituation für die Gründung des Netzwerkes ist die besondere Bedarfslage dieser Region, die auch durch das Ergebnis des Monitoring des Sozialreferates der Stadt München (Sozialplanung) bestätigt wurde. Besonders aufgefallen sind dabei Mängel in Infrastruktur sowie soziale und ökonomische Probleme.



Forum 2

Kennzeichnend für die Situation in der Blumenau ist:

- ein hoher Anteil an Familien mit unterschiedlichem kulturellen Hintergrund
- große sozialstrukturelle Unterschiede, die sich auch in den Siedlungsstrukturen widerspiegeln: Einfamilienhäuser, Eigentumswohnungen, Wohnblocks, Sozialwohnungen
- eine Zunahme von armutsgefährdeten und armutsbetroffenen Haushalten
- eine Differenz zwischen alt eingesessenen Bewohnern und jungen neu hinzugezogenen Bewohnern
- eine Insellage, vom übrigen Stadtbezirk abgetrennt durch die Autobahn, kaum kulturelle Angebote, wenig Geschäfte, nur durch eine Buslinie an den ÖPNV angeschlossen
- ein Anstieg von Erziehungshilfen und Beratungsbedarf durch die Bezirkssozialarbeit

Diese Situation führt für einen beträchtlichen Anteil an Personen zu einer Verschlechterung ihrer Chancen zur gesellschaftlichen Teilhabe. Um diese „Ausgrenzung“ aufzubrechen bedarf es verschiedener Maßnahmen. Eine dieser Aktivitäten ist die Initiierung des Netzwerkes für Familien – Blumenau.

Die Besonderheit dieser Kooperation ist in der **sozialen Kleinräumigkeit** zu sehen. Die TeilnehmerInnen des Netzwerkes sind beruflich in der Blumenau verortet bzw. haben den Auftrag in der Blumenau tätig zu werden. Somit arbeiten die Fachkräfte mit „ähnlichen“ bzw. „den gleichen“ Familien zusammen. Ziel ist es, die Bedarfslagen der dort lebenden Familien zu ergründen und zu bündeln,

um bedarfsorientiert und entsprechend der differenzierten Problemlagen handeln zu können. An dem Netzwerk sind folgende Einrichtungen und sozialen Dienste beteiligt: Städtische Kindertagesstätte Blumenau, Katholischer Kindergarten Erscheinung des Herren, Integrationskindergarten Spielkiste Blumenau e.V., Grundschule Blumenau, Schulsozialarbeit STÜPS, Treff 21, Nachbarschaftstreff Blumenau, Familienzentrum Blumenau, städtische Erziehungsberatungsstelle in der Prielmayerstr.1, Referat für Gesundheit und Umwelt, ansässige Ärzte, Sozialbürgerhaus Plinganserstraße, HIPPY.

Ein weiteres Merkmal des „Netzwerkes für Familien – Blumenau“ ist die **Eingrenzung der Zielgruppe**. Im Fokus des Netzwerkes stehen Familien mit Kindern von 0 bis 12 Jahren. Durch die genaue Erfassung der Zielgruppe soll eine Ergänzung mit anderen Kooperationsrunden / Facharbeitskreisen / Netzwerken im Stadtteil und deren eigenen Zielgruppen gewährleistet werden.

Weitere Besonderheiten des „Netzwerkes für Familien – Blumenau“ sind:

- Klare Verständigung und Vereinbarung über Netzwerkstrukturen
- Erstellung einer Konzeption des Netzwerkes für Familien – Blumenau
- Bedarfsermittlung und konkrete Maßnahmenplanung und Umsetzung
- 4 bis 5 Treffen jährlich
- Ernennung einer Netzwerkkoordination, welche im Sozialraum tätig ist (Frau Steinhilf von der städtischen Kindertagesstätte Blumenauerstr. 9, Stellvertreterin Frau Kiehl von HIPPY)

Die Arbeit des „Netzwerks für Familien – Blumenau“ befindet sich noch im Anfangsstadium, erste Schritte hinsichtlich Identitätsfindung, Bedarfsplanungen, Zielvereinbarungen und Handlungs-umsetzungen haben bereits stattgefunden.

Um dem komplexen Bereich der „Frühen Förderung“ gerecht zu werden, müssen noch einige weitere Schritte im Netzwerk durchlaufen werden. Dies ist sicherlich möglich, die Mitwirkenden der Netzwerkkoalition sind sehr motiviert, es bedarf neben den personalen Ressourcen jedoch noch weiterer wie Zeit, Geduld, Finanzen, Räumlichkeiten.

Trotz aller Herausforderungen werden auch die Chancen dieser Netzwerkarbeit erkannt, welche zukünftig einrichtungsübergreifende und interdisziplinäre Angebotsstrukturen vor Ort weiter entwickeln und implementieren möchte.

Das Netzwerk Widmannstraße

Die städtische Kindertagesstätte Widmannstraße wurde im Jahr 2000 eröffnet. Sie ist in eine soziale Wohnanlage integriert und bietet insgesamt 60 Kindern in zwei Kindergartengruppen und einer Gruppe für unter 3-jährige Kinder Platz. Viele der Familien sind hohen Belastungen ausgesetzt (z.B. Armut, Sprachprobleme, Fremdheit, gesundheitliche Probleme). Sie verfügen aber auch über große Ressourcen (z.B. Zusammenhalt, Offenheit, Interesse an Neuem). Die Einrichtung arbeitet nach dem familien- und stadtteilorientierten Ansatz (EEC) und ist dementsprechend auch mit einer Sozialpädagogin für diese Tätigkeiten ausgestattet. Die Schwerpunkte der Arbeit in der Kindertagesstätte sind: Eltern – und Familienarbeit, Vernetzung und Öffnung, Sprachför-

derung, kulturelle Bildung, Forschen und Experimentieren.

Die Kindertagesstätte ist sehr eng mit der Frühförderstelle Feldkirchen, der katholischen Jugendfürsorge, der Bezirkssozialarbeit sowie der SOS-Beratungsstelle vernetzt. Die Kindertagesstätte stellt diesen Organisationen auch Räumlichkeiten zur Verfügung. So finden Dienstag bis Donnerstag sozialpädagogische Hausaufgabengruppen statt und die Bezirkssozialarbeiterin hält ihre Außensprechstunde immer am Mittwoch von 9 bis 11 Uhr in einem Raum im Kindergarten ab. Jeden Freitag von 9 bis 11 Uhr gibt es ein Beratungsangebot der SOS-Beratungsstelle in unseren Räumen und parallel dazu findet die Frühförderung der Kinder durch zwei Logopädinnen, zwei Ergotherapeutinnen, sowie zwei Heilpädagoginnen für die Kinder im Kindergarten statt.

Die Wohnanlage Widmannstraße ist ein Quartier der GEWOFAG München, mit 250 Wohnungen, die 1999 erstmalig bezogen wurde. Ein Großteil davon ist sozialer Wohnungsbau. Die Familien, die hier einzogen, stießen von Beginn an auf Ablehnung bei anderen Bewohnern im Stadtteil (Alt-Riem). In der Siedlung Widmannstraße leben Menschen aus über 25 Ländern, mit unterschiedlichem Bildungshintergrund und Sozialstatus auf engem Raum zusammen. Ein großes Problem für die Menschen aus der Widmannstraße stellt ihre stigmatisierend wirkende Adresse dar. Die Siedlung hat allgemein einen schlechten Ruf.

Die Wohnanlage Widmannstraße besitzt eine doppelte Insellage. Zum einen ist sie räumlich isoliert, eingeklemmt zwischen Autobahn und Zug/S-Bahngleisen. Zum anderen stellt sie eine „soziale Insel“ dar, da viele Anwohnerinnen und Anwohner sich nur wenig über die Grenzen Riems hinweg fortbewegen.



2007 wurde der „AK Vernetzung Widmannstraße“ auf Initiative der SOS Beratungsstelle ins Leben gerufen. Der Bedarf an einer Zusammenarbeit der unterschiedlichen sozialen Einrichtungen war enorm, denn in der Widmannstraße trafen und treffen folgende Problemlagen aufeinander:

- hoher Anteil an Bewohnerinnen und Bewohnern mit Migrationshintergrund
- viele kinderreiche Familien mit 4 bis 8 Kindern
- hohe Arbeitslosenquote
- geographische und soziale Isolation

Ziel des Netzwerkes ist es, den Austausch zwischen den Fachkräften zu gewährleisten, die mit den Familien arbeiten. Problemlagen der Familien können so leichter und schneller erkannt und Hilfen besser koordiniert werden. Außerdem kann so eine Abstimmung zwischen Rollen und Funktionen der Helferinnen und Helfer erfolgen.

Der „AK Vernetzung Widmannstraße“ trifft sich regelmäßig im Abstand von sechs bis acht Wochen, in einer jeweils anderen Einrichtung. Bei den Beteiligten besteht eine hohe Verbindlichkeit.

Der AK setzt sich aus der städtischen Kindertagesstätte Widmannstraße, dem SOS-Kinder- und Familientreff, der SOS-Beratungsstelle, dem Verein für Jugend und Familienhilfen e.V., in der Wohnanlage tätigen Kinderkrankenschwestern vom Referat für Gesundheit und Umwelt, der Grundschule Astrid-Lindgren-Str., dem Tagesheim Astrid-Lindgren-Str., dem Hort Astrid-Lindgren-Str., der Schulsozialarbeit an der Grundschule an der Lehrer-Wirth-Straße, der Bezirkssozialarbeit, der Kath. Jugendfürsorge, der Frühförderstel-

le Feldkirchen und der Schulsozialarbeit am Förderzentrum München Ost zusammen. Je nach Bedarf werden zu den Treffen auch noch andere Institutionen oder Einrichtungen eingeladen (z.B. Kontaktbeamte der Polizei).

Thesen

Durch die Kooperation kann eine höhere Qualität erreicht werden

Die Erfahrungen in beiden Netzwerken sowie bei den Teilnehmern und Teilnehmerinnen in der Arbeitsgruppe zeigen, dass es eine Reihe von positiven Effekten gibt: Die Arbeitsteilung zwischen den beteiligten Einrichtungen und Diensten funktioniert besser. Es findet eine übergreifende Konzeptentwicklung statt, die weniger stark durch den Tunnelblick der einzelnen Einrichtung bzw. des einzelnen Dienstes geprägt ist. Die Angebote entwickeln eine größere Reichweite in Bezug auf die Zielgruppen, die tatsächlich erreicht werden. Es werden kreativere Handlungsstrategien entwickelt und der fachliche Austausch wird verbessert.

Damit diese Verbesserungen erreicht werden können, müssen allerdings bestimmte Voraussetzungen gegeben sein. Dies lässt sich prägnant mit der folgenden These beschreiben:

Netzwerkarbeit und Kooperation kostet etwas

Insbesondere in der Phase des Aufbaus neuer Netzwerke und Kooperation muss investiert werden, um Probleme und Konflikte zu vermeiden, die eine Zusammenarbeit unnötig erschweren. Wesentlich für diese Phase ist, dass sich die Partner verstehen lernen. Dies bedeutet, sie müssen Wissen über die anderen Institutionen, Einrichtungen und

Dienste sammeln und begreifen, welche Aufträge und Logiken jeweils ihr Handeln prägen. Es sollte Einigkeit über die Erwartungen hinsichtlich der Kooperationsergebnisse und des von allen zu leistenden Arbeitsaufwands hergestellt werden. Verabredungen zu Fragen, wie Moderation der Treffen, Protokollierung der Vereinbarungen, Übernahme organisatorischer Aufgaben und damit verbundener Kosten müssen getroffen werden.

Innerhalb der jeweiligen Einrichtungen und Dienste müssen die an der Kooperation beteiligten Kolleginnen und Kollegen von anderen Aufgaben entlastet werden. Ohne Investitionen, also ohne Geld, Zeit und Personal, lassen sich effektive und effiziente Kooperationen nicht aufbauen und aufrecht erhalten.

Für den Bestand und den Erfolg von Kooperationen ist es wichtig, ein eigenes Profil zu entwickeln.

In der Arbeitsgruppe wurde schnell deutlich, dass es im Stadtgebiet bereits etliche Vernetzungs- und Kooperationsstrukturen gibt und sich diese je nach Region auch mit ähnlichen Themen und Fragestellungen befassen. Dies führt dazu, dass die Bereitschaft sowohl bei den Ressourcenverantwortlichen in den Einrichtungen und Diensten als auch bei den Kolleginnen und Kollegen, die die Vernetzungsarbeit leisten sollen, sinkt, sich auf neue Vernetzungen und Kooperationen einzulassen. Um ein eigenes Profil zu entwickeln, ist es wichtig, auch nach außen erkennbar als Kooperationszusammenhang aufzutreten und gemeinsame Leistung als solche darzustellen. Zudem ist sinnvoll, sich immer wieder mit anderen Vernetzungsgremien abzusprechen und zu prüfen, ob man tatsächlich andere Aufgaben wahrnimmt und andere Ziele verfolgt.

Unbeabsichtigte Negativfolgen von Netzwerken und Kooperationsverbänden

Die besondere Aufmerksamkeit von psychosozialen Institutionen, die bestimmten Bevölkerungsgruppen zu Teil wird und durch die Öffentlichkeitsarbeit und Profilbildung des Netzwerks, des Kooperationsverbandes auch öffentlich wahrnehmbar wird, kann dazu beitragen, die Stigmatisierung bestimmter Bevölkerungsgruppen zu verfestigen bzw. Anlass für eine Stigmatisierung sein. Ebenso können koordinierte Aktivitäten von Einrichtungen und Diensten mit einem ausgeprägten Stadtteilbezug dazu beitragen, dass diese Stadtteile ein Negativimage erhalten und die soziale Entmischung in diesen Quartieren voranschreitet. Bei diesem Thema ist von den Kooperationspartnern besondere Sensibilität gefordert, da ansonsten das eigentliche Ziel, nämlich Familien mit kleinen Kindern möglichst früh zu fördern und so unter anderem die Verfestigung von Problemlagen zu vermeiden, nicht erreicht werden kann. Auch kann es auf Familien abschreckend wirken, wenn die Zusammenarbeit zwischen verschiedenen Institutionen zu eng ist, denn dadurch kann das Vertrauen in die Vertraulichkeit von Gesprächen untergraben werden.

Kooperationen sind Verfahren und können deshalb beizeiten auch beendet werden

Die Arbeitsbelastung in den Einrichtungen und Diensten ist durchgängig hoch. Jede einzelne Fachkraft muss sich sehr genau überlegen, welche Kooperationsaufgaben sie übernimmt, welche Formen der Zusammenarbeit sinnvoll sind. Da es sich bei inter-institutionellen Kooperation nicht um einen Wert an sich handelt, es also nicht bereits positiv ist, wenn überhaupt zusammengearbeitet wird, sondern um ein Verfahren, ist es immer wie-



Forum 2

der notwendig, zu überlegen, ob dieses Verfahren noch zweckdienlich ist. Einfacher formuliert: Es empfiehlt sich in jeder Kooperation immer wieder die Frage zu formulieren: Was würde passieren, wenn die Kooperation morgen beendet werden würde? Ist die Aufgabe des Kooperationsverbundes erledigt? Dann kann die Kooperation auch beendet werden. Wenn erneut etwas bearbeitet werden muss, wofür die Zusammenarbeit einen Vorteil verspricht, kann die Kooperation wieder erneut begonnen werden.

Die Diskussion in der Arbeitsgruppe hat gezeigt, dass sich Frühe Förderung ohne inter-institutionelle Kooperation nicht sinnvoll

organisieren lässt. Zu komplex und unterschiedlich sind die Ansatzpunkte und Dimensionen früher Förderung, als dass sie von einzelnen Einrichtungen und Diensten geleistet werden könnten. Aber auch die pure Anzahl und der Umfang von Kooperationen sind für sich genommen noch kein Ausdruck von Qualität in der frühen Förderung. Damit die Hoffnungen, die mit inter-institutionellen Kooperationen verbunden werden, in Erfüllung gehen können, müssen bestimmte Voraussetzungen (siehe auch Thesen) gegeben sein. Dann kann es tatsächlich zu Synergien kommen, wie die Beispiele Widmannstraße und Blumenau zeigen, und Arbeitszeit wird nicht gestohlen.

Literatur

van Santen, Eric & Seckinger, Mike (2003): Kooperation: Mythos und Realität einer Praxis. Eine empirische Studie zur inter-institutionellen Zusammenarbeit am Beispiel der Kinder- und Jugendhilfe. München Deutsches Jugendinstitut

Forum 3

„Eltern werden ist nicht schwer ...“

Durchgeführt von:

Dr. Hanna Permien (DJI), DR. Elfriede Seus-Seberich (KJHA / Fabi – Paritätische Familienbildungsstätte), Gisela Lässig (Fabi – Paritätische Familienbildungsstätte), Eva Sigl-Hansbauer (OPSTAPJE), Anette Landesberger (städt. KiTZ Langbürger Straße, PAT – Parents as teachers), Claudia Schmeling (Diakonie Hasenberg), Martina Kuhn (Fabi – Paritätische Familienbildungsstätte)

Einführung

Familienbildungsstätten haben in München eine 60-jährige Tradition der Arbeit mit Familien und von daher ein großes Wissen über das, was Familien brauchen. Sie stehen für Frühe Förderung / Prophylaxe im Sinne der Stärkung von Eigenverantwortung und Prävention im Sinne des frühen Aufgreifens von Problemen und Unterstützung von Familien, die bereits wegen Problemen im Jugendhilfesystem sind.

Auch – aber nicht nur – aufgrund ihrer Refinanzierungsbedingungen über Teilnehmergebühren der Eltern ist die Beteiligung sozial benachteiligter Familien an den Angeboten der Familienbildungsstätten eher gering, es sei denn, es werden spezifische und eigens zugehende und dafür finanzierte Projekte angeboten. Dabei gilt:

Alle Kinder brauchen von Anfang an einen guten Start!

Aber was brauchen eigentlich die Eltern, damit sie das werden können, was die meisten auch gerne sein wollen: nämlich „gute Eltern“?

Sie haben vielleicht sehr viel ungenauere oder auch ganz andere Vorstellungen davon, was gute Eltern ausmacht, als Fachleute: Diese meinen, Eltern sollen dafür sorgen, dass sich das Kind gesund entwickelt, dass es eine sichere Bindung an die Eltern hat, dass es genügend frühe Bildung mitbekommt und dass es schließlich mit all



den Belastungen, die ihm im Leben zugemutet werden, gut umgehen kann – Resilienz ist hier das Stichwort! Doch um gute Eltern sein zu können, brauchen auch die Eltern gute Bedingungen:

Das Elternwohl ist Voraussetzung für das Kindeswohl

Und damit das Elternwohl gesichert ist, brauchen Eltern erst einmal genau das, was sie ihren Kindern vermitteln sollen, v.a.:

- **Anerkennung** statt Diskriminierung, also z.B. Wertschätzung ihrer Person und dessen, was sie schon an eigenen Vorstellungen und Ressourcen mitbringen;
- **Zeit und Zuwendung**, damit Beziehung, Bindung, Verbindlichkeit entstehen und Eltern nicht nur sehen können, was sie



Forum 3

gut machen, sondern auch das genau benennen können, womit sie Probleme haben, und herausfinden können, was für sie gute Lösungen sein könnten und was sie dafür brauchen.

- **die richtigen Zugänge** zu ihnen, das Ausschildern und Ebnen von Wegen zu passenden Angeboten. Solche Wege können für Eltern schwierig sein, weil es zum Beispiel an Geld, an Sprachfähigkeit, an Zeitmanagement fehlt oder die Angst vor Diskriminierung zu groß ist;
- sowie die **Begleitung bei Übergängen**, z.B. von der Einzel- zur Gruppenarbeit.

Bei alledem sollten wir bedenken: Erziehungskompetenz stärken heißt nicht, bloße Erziehungstechniken für einzelne Bereiche zu vermitteln, sondern vielmehr, den Eltern den Übergang in diese Rolle so zu ebnen, dass sie selbstständig handeln können.

Die Grundfrage dieses Workshops war: Wie kann man das fachliche Angebot der Familienbildungsstätten stärker als bisher auch sozial benachteiligten Familien zugute kommen lassen?

Dies wurde anhand von drei Projekten aus München diskutiert.

Projektdarstellungen

Opstapje – Schritt für Schritt

Opstapje ist ein in den Niederlanden entwickeltes präventives Spiel- und Lernprogramm und richtet sich an sozial benachteiligte Familien mit Kindern im Alter von 18 bis 24 Monaten. Das Programm dauert 18 Monate. Es wird in München von den Familienbildungsstätten in mehreren Stadtteilen an-

geboten. Kernpunkt des Projekts ist es, mit einem niederschweligen Angebot – geschulten und supervidierten Laienhelferinnen aus dem Umfeld der Zielgruppe – präventiv in die Familie zu gehen, um Bildung und Lernprozesse frühzeitig zu unterstützen und zu fördern. Ergänzend dazu finden Gruppentreffen mit paralleler Kinderbetreuung statt. Durch die intensive Begleitung sollen entwicklungsförderliche Interaktionen zwischen Eltern und Kindern initiiert und gefestigt werden.

Die Interventionen richten sich auf:

- Interaktion zwischen Eltern und Kind, Modelllernen in Alltagssituationen gezielte Entwicklungsförderung der Kinder im kognitiven, motorischen, sozialen und emotionalen Bereich durch wechselnde Übungseinheiten und durch Bereitstellung von pädagogisch wertvollen Materialien.
- Wissensvermittlung über Entwicklung und Erziehung von bis zu zweijährigen Kindern
- Erweiterung des sozialen Netzwerks der Familien, Kennenlernen familienbezogener Angebote im Stadtteil (zum Beispiel „Andocken“ an die Familienbildungsstätten).

Die Ziele des Programms sind Stärkung der Eltern-Kind – Beziehung, Steigerung der Erziehungskompetenzen, Förderung der sprachlichen, kognitiven, sozialen und emotionalen Entwicklung, Lernerfahrungen im Bereich der Motorik, Sensomotorik und Wahrnehmung durch verschiedene Materialien, Entlastung der Familien und Verbesserung der Integration der Familien in das soziale Umfeld.

Eine Hausbesucherin betreut 12 bis 15 Familien. Die Hausbesuche werden in eine Mo-

dellphase und eine Verstärkungsphase aufgeteilt. Spielmaterialien und Arbeitsmappen werden ausgehändigt. Opstapje wird in München durch den Verbund der drei Familienbildungsstätten durchgeführt.

Das Programm wurde vom DJI umfassend evaluiert. Folgende Wirkungen wurden erzielt: Mit Opstapje gelingt es, sozial benachteiligte und bildungsferne Familien für ein Angebot der Familienbildung zu gewinnen und kontinuierlich zu begleiten: nur 16,5% Programmabbrüche über zwei Programmjahre. Die wichtigsten Faktoren dabei sind die Gehstruktur mit Hausbesuchen, und dass die Hausbesucherinnen aus dem Umfeld der Zielgruppe stammen.

Die Mitarbeiterinnen und die Familien beurteilen das Programm weitgehend positiv, die Akzeptanz ist sehr hoch. Nach der subjektiven Einschätzung der TeilnehmerInnen und Mitarbeiterinnen entwickeln sich die Kinder gut, wird die Eltern-Kind-Beziehung gestärkt und gewinnen die Eltern an Selbstsicherheit in Bezug auf ihr Erziehungsverhalten. Die kinderpsychologischen Tests bestätigen diese Aussagen: die teilnehmenden Kinder, die sich zu Beginn des Programms zu beinahe 50% in ihrer Entwicklung unterhalb des Normbereichs befanden, bewegen sich positiv in Richtung eines altersgerechten Entwicklungsstandes.

Ergebnisse aus der Praxis:

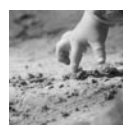
- Mehrfach belastete Familien können erfolgreich in das Programm einbezogen werden.
- Die Mütter gewinnen zunehmend an Sicherheit in ihrem Verhalten gegenüber ihren Kindern.
- Bei den Gruppentreffen ergeben sich Kontaktmöglichkeiten zu den anderen Müttern.

- Das Interesse der Väter ist während des Programms gestiegen.
- Das Programm bietet Unterstützung für die Integration von Migrantenkindern und ihren Familien.

PAT – Parents as teachers

PAT – ist ein internationales Programm zur Elternbildung und Unterstützung von Familien. Junge Eltern werden von der Schwangerschaft bis zum 3. Lebensjahr des Kindes von zertifizierten Elterntainerinnen begleitet. Sie vermitteln Informationen über die Entwicklungsstadien des Kindes und geben praktische Tipps, wie Kinder zum Lernen angeregt werden können, sowie zum Erziehungsverhalten in schwierigen Situationen und zum Aufbau einer starken Eltern-Kind-Beziehung.

Ziele sind frühzeitige Vorbereitung für einen erfolgreichen Schulbesuch und Vermittlung angemessener Methoden um Lernprozesse anzuregen; den Eltern Selbstvertrauen und Erziehungskompetenz zu vermitteln, Eltern-Kind-Bindung und Beziehung zu fördern; Lernproblemen, Kindesmisshandlung und Vernachlässigung vorzubeugen. Die Bausteine bestehen aus Hausbesuchen, Gruppentreffen, regelmäßigen Entwicklungsscreenings und dem Aufbau sozialer Netzwerke. In München wird PAT von 4 ausgebildeten Hausbesucherinnen im Rahmen des Kinder-TagesZentrums (KITZ) in der Langbürgener Straße angeboten; die Integration des Programms in das Angebotsspektrum des KITZ hat sich für Zugang und kontinuierliche Begleitung als außerordentlich hilfreich erwiesen.



Forum 3

Das Kooperationsprojekt Frühe Hilfen und „Fabi“ – Paritätische Familienbildungsstätte (11. und 24. Stadtbezirk)

Die „Fabi“ unterstützt mit ihren Gruppenangeboten Eltern in ihrer Erziehungsaufgabe, stärkt deren Kompetenz und fördert eine gelingende Interaktion zwischen Eltern und Kindern. Für Eltern, die über die Kurse hinaus individuelle Unterstützung brauchen, wurde eine Kooperation mit den Fachkräften Frühen Hilfen entwickelt. Diese leisten die individuelle Unterstützung, die Fabi stärkt die Eltern in ihren Kursen und vermittelt Anregungen und den Austausch mit anderen Eltern. Konkret hält die Fabi in allen Kursen (außer PEKIP), die sich auf das erste Lebensjahr beziehen, einen Platz bis 14 Tage vor Kursbeginn für eine Teilnehmerin aus den Frühen Hilfen frei. Ein hoher Arbeits- und Abstimmungsaufwand sichert den Erfolg des Projektes. Die Fachkräfte der Frühen Hilfen wiederum suchen im Stadtteil Kooperationspartner/innen mit passenden Gruppenangebote für Eltern und kleine Kinder, die den von ihnen betreuten Eltern zeitnah zur Verfügung stehen. Rahmenbedingungen hierfür sind klare Strukturen, Verbindlichkeit, überschaubare Gruppengrößen und Anzahl der Treffen, sowie Ressourcenorientierung. Vor allem ist jedoch eine professionelle Kursleitung Voraussetzung. Die Frühen Hilfen vermitteln die Eltern in einen passenden Kurs, motivieren zur Teilnahme und übernehmen die Kursgebühren. Sie begleiten die Eltern teilweise auch zu den ersten Treffen, um den Übergang gut zu gestalten. Die Eltern nehmen sich durch einen Kurs regelmäßig in einer Gruppe Zeit für ihre Kinder, sie stärken sich für den Alltag und nehmen viele Anregungen mit nach Hause.

Die Erfahrung zeigt, dass sowohl die Fabi als auch die Fachkräfte Frühen Hilfen von der Kooperation profitieren. Dadurch werden für

beide zusätzliche passgenaue Möglichkeiten für die Familien erschlossen und nutzbar gemacht, die eine Form der Hilfe alleine nicht bieten kann.

Ergebnisse der Diskussion

1. Welche Inhalte wollen und brauchen benachteiligte Familien und wie erfahren wir, was sie (individuell) wollen?

Benachteiligte Eltern lieben ihre Kinder nicht weniger als andere Eltern und wollen wie diese vor allem gute Eltern sein. Aber oft sind sie selbst bildungsfern aufgewachsen und müssen mit verschiedenartigen Belastungen kämpfen. Von daher sind die Inhalte zwar im wesentlichen dieselben wie in allen Angeboten der Familienbildung, sie müssen aber durch spezifische Reaktionen auf die schwierige Situation der Eltern, auch in der Form der Vermittlung, ergänzt werden.

Vermittlung von Elternkompetenz beinhaltet Wissen – z.B. über die kindliche Entwicklung, die Bedürfnisse der Kinder, die Wichtigkeit einer guten Bindung, die kognitive Förderung und die Förderung der Resilienz von Kindern. Bei benachteiligten Familien sollte dieses Wissen angereichert werden durch Informationen über ihre Ansprüche an das Jugendhilfesystem oder das medizinische System sowie darüber, wie sie an die richtigen Hilfen kommen können.

Nicht selten haben diese Eltern in ihrer eigenen Biographie wenig Feinfühligkeit oder kompetentes Elternverhalten von ihren Eltern erfahren oder sie sind aufgrund ihrer Belastungen emotional selbst sehr bedürftig. Daher ist es für sie besonders wichtig, dass sie in den Angeboten der Familienbildung selbst erfahren, was sie ihren Kindern vermitteln

sollen, also z.B. Wahrnehmen und Anerkennen eigener Stärken und Leistungen, dass ihnen Raum gegeben wird, eigene Bedürfnisse zu formulieren. Weiter brauchen sie Schutz und Verständnis, Aufgreifen ihrer eigenen Themen, Wertschätzung, Unterstützung und Verdeutlichung ihrer Selbstwirksamkeit und Bestärken ihrer Autonomie durch die Kursleitungen. Das stellt besondere Ansprüche an deren Fachlichkeit.

Aufgrund der besonderen Belastungen müssen die Eltern in solchen Angeboten zuallererst auch Entlastung erleben. Vorträge und ähnliche Lernformen, oder der Anspruch, Gruppen selbst zu organisieren, erfordern Konzentration, strengen an und können diese Eltern überfordern. Hier hat sich stattdessen vor allem das Lernen in Form eines fachlich geleiteten gemeinsamen Tuns bewährt. Experten betonen, dass benachteiligte Eltern Armutskompetenz brauchen, um die Wirkungen von Armut auf die Kinder abzufedern. Dazu gehören die Fähigkeiten zum Haushalten, das Setzen zeitlicher Strukturen und die Fähigkeit zur Vernetzung. Allerdings sind gerade dies Bereiche, in denen Eltern sich leicht entmündigt fühlen und daher wenig motiviert sind. Beim gemeinsamen Handeln, Spielen, Basteln können solche Inhalte jedoch gut und ohne Zeigefinger vermittelt werden: so können z.B. zur Unterstützung des Spracherwerbs Bilderbücher mit den Begriffen, die das Kind kann, selbst preisgünstig hergestellt werden, beim gemeinsamen Kochen lernt man viel über gesunde und preiswerte Ernährung und in Gruppen erweitert man sein persönliches Netzwerk und kann sich gegenseitig unterstützen.

Entlastend sind Angebote, in denen die Kinder mitgebracht werden können und in denen eine fachliche Anleitung gegeben ist, die die Eltern integriert, auf einen achtungsvol-

len Umgang untereinander und auf Zeitstrukturen achtet, Lob und Anerkennung für die Leistungen der Eltern bietet, Material vorbereitet und den Raum gibt, dass sie sich ganz auf ihr Kind konzentrieren können. Eine gute fachliche Leitung greift eigene Themen der Eltern auf und vertieft sie. Wo Erziehungskompetenzen gering ausgeprägt sind, kann eine solche Kursleitung auf der Basis der aufgebauten wertschätzenden Beziehung durchaus auch konfrontieren und Erziehungsfehler benennen. In den Gruppen finden Eltern Kontakte zu Menschen in ähnlichen Lebenssituationen und lernen, hilfreiche Netzwerke aufzubauen.

So aufgebaute Angebote entsprechen dem, was die Eltern selbst wollen: Sie wollen gute Eltern sein, Sicherheit im Umgang mit dem Kind, Anregungen, was sie mit dem Kind machen können, Entwicklungsberatung, Offenheit und praktische Tipps, also Orientierung. Daneben haben sie aber das – oft unausgesprochene – Bedürfnis, selbst angenommen und wertgeschätzt zu sein und selbst feinfühlig und mit Verständnis behandelt zu werden, sie suchen Beziehung und klare Ansprechpartner/-innen und sind bereit, an Modellen und Vorbildern zu lernen. Sie möchten, dass ihr Kind ebenso wie sie selbst in seiner Individualität wahrgenommen wird. Die Kursleitungen sollen ihnen Raum geben und Sicherheit vermitteln, ihre eigenen Bedürfnisse zu äußern und sollten auf eigene Fragen der Eltern eingehen, z.B. „Was ist normal?“ oder „Wie kann ich strafen, ohne dem Kind zu schaden?“, „Was mache ich bei Gewalt in der Familie?“

Schließlich suchen viele die Zugehörigkeit zu einer Gruppe mit gegenseitiger Bestätigung und Wertschätzung, aber auch der Möglichkeit, an anderen zu lernen. In den Gruppen finden Eltern Kontakte zu Menschen in ähn-



Forum 3

lichen Lebenssituationen und lernen, unterstützende Netzwerke aufzubauen. Hilfreich empfinden sie auch Lotsendienste zu anderen Einrichtungen und Diensten der Region.

Wir erfahren, was die Eltern individuell wollen vor allem durch Kommunikation, durch aktives Nachfragen, durch das Gespräch, aber auch durch Beobachtung. Eine wesentliche Möglichkeit ist auch der Hausbesuch. Voraussetzung ist, dass genügend Zeit gegeben ist, Vertrauen und eine gute Beziehung aufzubauen. Es kann hilfreich sein, selbst neue Ideen einzubringen (Was könnten die Eltern überhaupt wollen?), vor allem, wenn den Eltern das Angebot der Familienbildung eher fremd ist oder auch ganz gezielt Fragen zu bestimmten Themenbereichen zu stellen.

2. Welcher räumlichen, finanziellen, personellen Ressourcen bedarf es?

Familienbildungsstätten in München haben sich auf die bestehenden Finanzierungsbedingungen eingerichtet; sie erheben Teilnehmerinnen und Teilnehmerbeiträge und erreichen damit Familien, die sich das finanziell auch leisten können. Auch diese Familien haben einen Bedarf an guten Familienbildungsangeboten und leben nicht selten in prekären Arbeitsverhältnissen, oft von Armut bedroht.

Neue Angebote dürfen nicht das bisherige Klientel und die bisherigen Angebote der Familienbildung belasten; der Refinanzierungsdruck für die Einrichtungen ist ausgereizt. Verarmten Institutionen geht es wie verarmten Familien: Sie können ihre Aufgaben nicht mehr so gut erfüllen, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter geraten an die Erschöpfungsgrenze.

Will man diese Angebote sozial benachteiligten Familien zusätzlich zugänglich machen,

so ist dazu auch eine zusätzliche Finanzierung notwendig. Das ist z.B. möglich durch eine Finanzierung der Angebote für Familien im Einzelfall, etwa durch eine Stiftung oder die Frühen Hilfen oder auch über die Kooperation mit dem SBH, wo diese Angebote auch als Hilfe nach § 27 Abs. 2 SGB VIII eingesetzt werden könnten. Wird eine solche Finanzierung ggf. zusammen mit den Eltern erschlossen, kann dies bereits deren Kompetenzen erweitern. Eine weitere Möglichkeit ist eine zusätzliche Finanzierung spezifischer Projekte aus anderen Quellen (z.B. im Rahmen der Sozialen Stadt, Stiftungen, EU-Gelder), wobei darauf zu achten ist, dass auch die Overheadkosten einbezogen sind. Schließlich bietet sich mit einem neuen Auftrag auch eine Aufstockung der bisherigen Fördermittel von Stadt und Land an.

Finanzielle Ressourcen werden z.B. auch für Ausflüge und Wochenendkurse für Familien benötigt oder für passendes, ausreichende Material.

Bei den Räumen ist darauf zu achten, dass diese gut zugänglich und erreichbar sind, sich ggf. in Stadtteilen mit sozial benachteiligter Bevölkerung befinden und dass die Angebote der Familienbildung auch bekannt gemacht werden. Wo eigene Räume nicht ausreichen, sind regionale Vernetzungen zu suchen, etwa zu Stadtteilzentren, Kindertageszentren u.ä. Für die Vernetzung muss ausreichend Zeit zur Verfügung stehen. Raum und Zeit für schwierige Gespräche, also ungestörte Räume in der Einrichtung müssen für die Arbeit mit diesen Familien unbedingt zur Verfügung stehen.

Am wichtigsten sind personelle Ressourcen: Zum einen benötigt man fachkompetente KursleiterInnen, die entsprechende Fortbildungen besucht haben, um etwa neue und inhaltlich auf die Bedürfnisse sozial benachteiligter Familien zugeschnittene Angebote durchführen zu können. Sie sollten die Fähig-

keit zur Integration von Familien in unterschiedlichen Lebenslagen besitzen. Denn Familienbildungsstätten bieten in besonderer Weise Möglichkeiten zur Inklusion Benachteiligter in integrativen Projekten, statt in ausgrenzenden Angeboten speziell für Benachteiligte. Hier sind gerade auch Mittelschichtseltern als stabile Gruppenteilnehmerinnen wichtig. In solchen Angeboten gibt es die Möglichkeit gegenseitiger Unterstützung, um voneinander zu lernen, also ein lebendiges Geben und Nehmen, bei dem sich gerade auch sozial benachteiligte Familien ihrer Kompetenzen bewusst werden können.

Eine sehr gute Möglichkeit sind Hausbesuche – entweder durch Fachpersonal oder durch angeleitete Kräfte aus dem eigenen Milieu, die eine Art „Türöffnerfunktion“ einnehmen können, weil sie wenig fremd wirken. Dazu ist eine Unterstützung durch fachliche Koordination, Anleitung und Supervision notwendig.

Was sich ebenfalls bewährt hat, ist die Möglichkeit, Plätze für benachteiligte Familien in regulären Angeboten frei zu halten. Dadurch kann eine aktuelle Motivation zeitnah genutzt und belasteten Familien ein schneller Zugang ermöglicht werden, da die Motivation bei großen Belastungen meist nicht lange anhält.

Für den Zugang und auch für gezielte Weiterverweisung benötigt die Familienbildung motivierende Zuarbeit von anderen Einrichtungen. Dies kann von der Information über die Angebote, über die Motivierung zur Teilnahme, Hilfe bei der Anmeldung bis hin zur persönlichen Begleitung reichen. Wichtig dabei ist es vor allem, die Übergänge zu begleiten und so die Kontinuität zu sichern.

Des Weiteren ist ein Zugang zu weiterführenden Institutionen, z.B. Erziehungsbera-

tung, AEH und daher gute soziale Vernetzung notwendig. Ein konkreter Vorschlag ist, bei weiterem Ausbau der Frühen Förderung die Vernetzungen mit relevanten Partnern in der Region anzuregen und auch die Bausteine der Frühen Förderung bei anderen Trägern und Einrichtungen nachzufragen und zu sammeln. So kann es neue Angebotskooperationen und Absprachen geben, um in einer Region alle wichtigen Bausteine verfügbar zu haben und Doppelung zu vermeiden.

3. Welche zusätzliche Fachkompetenz in Bezug auf die Lebenswirklichkeit benachteiligter Familien ist notwendig?

Über die für die Familienbildung allgemein notwendigen pädagogischen Kompetenzen hinaus sollten für die Arbeit mit sozial benachteiligten Familien einige Kompetenzen verstärkt vorhanden sein:

- **Armutskompetenz:** Wissen um die Folgen von Armut für Kinder und Familien, verbunden mit einer wertschätzenden Haltung; Zugänge zu günstigen Hilfen kennen; Systemwissen haben, wohin sich Familien sonst noch wenden können; ihre Ansprüche kennen und wissen, wo und wie sie sie durchsetzen können.
- **Interkulturelle Kompetenz,** z.B. Andersartigkeit wertschätzen, Bereitschaft, die eigene Kultur zu reflektieren, „Elternrollendolmetscher/in“ sein, das bedeutet Systemwissen über das, was von Eltern erwartet wird, besitzen, klare überkulturelle Werte haben und vertreten (z.B. Menschenrechte, Kinderrechte).
- **Integrative Kompetenzen,** die Fähigkeit, feindliche Untergruppen zu „versöhnen“
- **Fähigkeit, interdisziplinär zu arbeiten**



Forum 3

- **Fähigkeit, Klientel nicht abhängig zu machen**, sondern seine Autonomie zu stärken
- **Distanz und Nähe** regeln können, eigene Rolle reflektieren
- **Eigene Grenzen erkennen und achten**
- **Fähigkeit, wertschätzend zu konfrontieren**
- **Blick auf Situation des Kindes** – nicht alles tolerieren
- **Spagat zwischen Hilfe und Kontrolle aushalten**, Offenheit in Bezug auf mögliche Folgen bei Gefährdungen
- **Motivation aufbauen können**, sie nicht voraussetzen

Um diese Kompetenzen zu stärken, sind Fortbildungen, Supervision, Intervention, kollegiale Beratung und Korrektiv durch Andere notwendige Bestandteile einer guten Personalentwicklung.

4. Wo liegen die Grenzen der Familienbildung bei der Arbeit mit sozial benachteiligten Familien?

Familienbildung arbeitet mit Gruppen: daher ist die Gruppenfähigkeit der Eltern eine wesentliche Voraussetzung. Diese kann u.U. nicht gegeben sein, wenn die Familie/Eltern vor allem Einzelkontakte brauchen und in der Gruppe zu kurz kämen, oder wenn ihr Sozialverhalten nicht für die Gruppe geeignet ist und sie die Gruppe sprengen würde.

Auch Freiwilligkeit und Motivation sind bei Angeboten der Familienbildung Voraussetzungen; sie müssen allerdings teilweise erst aufgebaut werden.

Familienbildung ist ein prophylaktisches und präventives Angebot. Sie ist nicht für akute Krisen oder starke Problematiken geeignet, wie z.B. Gewalt, akute Gefährdung, hochstrittige Trennung, totale Erschöpfung u.ä.. Familienbildung kennt aber die Hilfen für solche Problemstellungen und kann (abhängig von vorhandenen Ressourcen) dazu hinführen.

Es sollten nicht zu viele Hilfen auf einmal angeboten werden, die sich gegenseitig unwirksam machen und die Familie überfordern. Es gilt nicht „viel hilft viel“, sondern „weniger ist mehr“.

Schließlich können auch die Ressourcen Grenzen setzen – ohne ausreichendes Personal oder Räume kann die Arbeit nicht geleistet werden. Die Voraussetzungen und Grenzen der Familienbildung sollte den Kooperationspartnern bekannt sein, um Fehlüberweisungen zu verhindern.

Insgesamt zeigte dieser Workshop, dass in den Familienbildungsstätten die Konzepte, die Fachkompetenz, das Engagement und die Innovationsfähigkeit vorhanden sind, um sozial benachteiligte Familien zu erreichen, erfolgreich zu begleiten und zu integrieren; was fehlt, sind die entsprechenden Ressourcen.

4 Forum 4

Chancen und Grenzen des Ehrenamtes in Angeboten der Frühen Förderung

Durchgeführt von:

Dr. Liane Pluto (DJI), Dr. Brigitte Schwarzmann (Haus der Familie / kath. Familienbildungsstätte), Brigitte Halder (evang. Familienbildungsstätte „Elly-Heuss-Knapp“ / wellcome), Michael Nitsch (Kinderschutzzentrum München), Erika Rupp (SOS Mütter- und Kindertageszentrum München)

Das Forum hat sich mit dem Einsatz von Ehrenamtlichen und Laien in der frühen Förderung auseinandergesetzt. Nach einem kurzen Input zu möglichen Spannungsfeldern hinsichtlich des Einsatzes von Ehrenamtlichen gerade im Bereich der Frühen Förderung wurden entlang folgender Leitfragen die unterschiedlichen Einrichtungen vorgestellt:

- Wo und wie wird bürgerschaftliches Engagement eingesetzt?
- Wie werden die Ehrenamtlichen gefunden?
- Welche Voraussetzungen müssen diese mitbringen?
- Werden die Ehrenamtlichen für den Einsatz geschult?
- Wie werden die Ehrenamtlichen begleitet? Welche Ressourcen sind dafür notwendig?
- Hat sich der Einsatz der Ehrenamtlichen bewährt?
- Was waren spezifische Schwierigkeiten und besondere Knackpunkte?

Im Anschluss daran wurden jeweils die verschiedenen Aspekte des Einsatzes von Ehrenamtlichen in der frühen Förderung gemeinsam diskutiert. Ehrenamtliche werden in den vier Einrichtungen mit sehr unterschiedlichen Aufgaben betraut. Dies kann die Betreuung eines offenen Treffs oder auch die Begleitung von Familien in schwierigen Lebenslagen sein.



Im SOS Mütter- und Kindertageszentrum werden Ehrenamtliche im offenen Bereich eingesetzt, d.h. in der Gastronomie und in der offenen Kinderbetreuung, wobei die Ehrenamtlichen mit einer Fachkraft zusammenarbeiten.

Das Kinderschutzzentrum setzt Familienhelferinnen als Begleitung der Fachkraft in den Familien, die Unterstützung durch das Zentrum erhalten, ein. Für diese Aufgabe werden die Ehrenamtlichen vorbereitet und danach begleitet.

Die Familienbildungsstätten setzen Ehrenamtliche im Projekt „wellcome“ als Ersatz für eine fehlende Nachbarschaftshilfe bei der Geburt eines Kindes ein. Dieser Einsatz ist zeitlich befristet.



Forum 4

Spannungsfelder beim Einsatz von Ehrenamtlichen in der frühen Förderung

Ehrenamtliches Engagement war schon immer ein wichtiges Element der Angebote der frühen Förderung (z.B. die Selbsthilfeinitiativen, Familienzentren, Mütterzentren). Sie sind schon immer Ausdruck des Wunsches, sich in der Phase der Elternwerdung und der Elternschaft gegenseitig auszutauschen und zu unterstützen. Ziel ist es, durch Ehrenamtliche die Selbsthilfefähigkeit und -kräfte zu unterstützen und Gelegenheitsstrukturen zu bieten, die einen Austausch zwischen Eltern anregen.

Bei der Neukonzeption von Angeboten und Programmen im Rahmen der frühen Förderung wird bewusst auch auf den Einsatz von Ehrenamtlichen und Laien gesetzt. Die wichtigsten Argumente hierfür sind:

- Die Chancen mit den Angeboten, Adressatengruppen zu erreichen, die sich die Angebote nicht selbst suchen, werden verbessert.
- Lebensweltorientierung kann leichter erreicht werden, weil die Ehrenamtlichen aus dem unmittelbaren Umfeld, z.B. dem Stadtviertel oder der Gemeinde oder dem gleichen Kulturkreis wie die Umworbene kommen und somit nah an den Fragen und Problemen der Familien sein zu können.
- Ehrenamtliche wirken weniger stigmatisierend, weil Aufgaben häufig nicht auf Problemgruppen fokussiert sind, wie z.B. Migranten oder Alleinerziehende, sondern prinzipiell auf alle Familien.
- Mit dem Einsatz Ehrenamtlicher wird in erster Linie Unterstützung und nicht zuerst Kontrolle signalisiert.

- Ein Ausgleich des Verlustes nachbarschaftlicher Kontakte und Hilfen in der Gesellschaft wird befördert.
- Hilfe zur Selbsthilfe kann durch Ehrenamtliche besser angeregt werden.

Im Bereich der psychosozialen Arbeit brauchen Ehrenamtliche die Unterstützung Hauptamtlicher, damit sie ihren Aufgaben gerecht werden können. Auch wenn es prinzipiell nicht immer spannungsfrei ist, wenn Ehrenamtliche und Hauptamtliche zusammenarbeiten, wie aus den unterschiedlichsten Bereichen bekannt ist, hat die soziale Arbeit doch eine Reihe von Strategien entwickelt, das Verhältnis auszubalancieren und Rahmenbedingungen zu schaffen, die die Zusammenarbeit ermöglichen.

Die ohnehin bestehenden Spannungsfelder vergrößern sich noch, wenn Frühe Förderung – wie es derzeit geschieht – einen stärkeren gesellschaftlichen Auftrag erhält und konkrete Ziele und Erwartungen mit der frühen Förderung verbunden sind.

Folgende Spannungsfelder wurden benannt:

Niederschwelliger Zugang versus Überforderung

Ein Spannungsfeld ergibt sich zwischen einer Geh-Struktur / Milieunähe einerseits und der Gefahr der Überforderung der Ehrenamtlichen andererseits, insbesondere bei der Unterstützung von belasteten Familien mit multiplen Problemlagen und Risiken. Aus der Perspektive des Hilfesystems zeigt sich dieses Spannungsfeld besonders: Das System setzt bewusst auf den Trick, Ehrenamtliche einzusetzen, um möglichst viele Familien zu erreichen, die vielleicht sonst nicht erreichbar wären. Die Kehrseite ist: Sobald die Familien

merken, dass die Ehrenamtlichen Teil eines Hilfesystems sind, entstehen die gleichen Probleme, wie für die Fachkräfte auch (Familien ziehen sich zurück, Helfer fühlen sich durch Familien instrumentalisiert usw.). Anders formuliert: Je problembezogener Ehrenamtliche handeln sollen und je mehr das Problem auf das Zugangsproblem reduziert wird, desto größer wird dieses Spannungsfeld. Je höher die Erwartungen an die Ehrenamtlichen sind, desto eher können Situationen entstehen, die für die ehrenamtlichen Kräfte eine Überforderung bedeuten bzw. eine Qualifizierung und Anleitung erfordert, um mit dieser Situation gut umgehen zu können.

Unterstützung versus getarnte Kontrolle

Aus der Perspektive der Ehrenamtlichen und Familien entsteht ein Spannungsfeld an der Frage von Hilfe oder Kontrolle. Einerseits geht es darum, den Eltern möglichst unkompliziert Informationen und Unterstützungsangebote zukommen zu lassen und andererseits besteht die (manchmal unterschwellige) Hoffnung auf diese Weise auch Informationen darüber zu bekommen, ob die Familie überfordert ist. Hat z.B. der Einsatz der Laien oder Ehrenamtlichen das Ziel, dieses Dilemma zu verstecken (weil andere Fachkräfte gar keinen Zugang bekommen würden), bürdet man ihnen eine Aufgabe auf, die automatisch zu einer Überforderung werden muss und das Gegenteil des Beabsichtigten erreicht. Und dieses Vorgehen ist auch gegenüber den Familien nicht fair.

Die Herausforderung lässt sich vielleicht so beschreiben:

Wie profitiert man von der Alltagsnähe und den vielfältigen Handlungsmöglichkeiten der Ehrenamtlichen und stellt zugleich – pointiert formuliert – sicher, dass die Ehrenamtlichen

„harmlos“ bleiben und man nicht in 10 Jahren eine Runden Tisch wie bei der Heimerziehung der 50-70er Jahre braucht, um die Auswirkungen aufzuarbeiten, die durch die Frühe Förderung mittels Ehrenamtlichen in den Familien entstanden sind.

Fachliche Einbindung versus nötige Offenheit
Dieses Spannungsfeld wird größer, wenn eine übertriebene Einengung auf Probleme erfolgt. Eine zu starke Fokussierung auf Probleme hält die Ehrenamtlichen von den vielfältigen Handlungsmöglichkeiten ab, die ihnen durch ihre Alltagsnähe, die praktische Ebene mit den Familien und den nachbarschaftlichen Kontakten offen stehen. So werden Fragen danach relevant, wie qualifiziert Ehrenamtliche sein sollten und wie qualifiziert sie sein müssen? Wie groß kann und muss z.B. die Nähe zu einem bestimmten Programm sein (z.B. Begrüßung von Neugeborenen)? Und ist dann der Einsatz von Ehrenamtlichen in programmformigen Angeboten den Erwartungen angemessen?

Positive Effekte versus Verantwortungsabgabe

Im Hintergrund muss man für das gesamte Arbeitsfeld auch bedenken, was der Einsatz von Ehrenamtlichen langfristig bewirkt. Die soziale Arbeit muss sich auch darüber Gedanken machen, welche Verantwortung sie abgeben kann und will und welche Verantwortung sie keinesfalls abgeben kann und will. Bedeutet der Einsatz von Ehrenamtlichen den Einstieg in eine Art Stufenmodell?

Dieses könnte beispielsweise so aussehen, dass Erstkontakte mit Adressaten vorwiegend nur noch durch Ehrenamtliche entstehen, Semiprofessionelle dann weitere Aufgaben übernehmen, die Ehrenamtliche abgeben und schließlich für spezifische Auf-



Forum 4

gaben und Gruppen Fachkräfte eingesetzt werden (und diese auch wieder in verschiedenen Abstufungen). Sind die Professionellen irgendwann nur noch für die Schwierigen zuständig? Über solche möglichen Entwicklungen sollte sich die soziale Arbeit frühzeitig Gedanken machen, auch um Prozessen der Dequalifizierung vorbeugen zu können.

Aspekte der Diskussion

In der gesamten Diskussion des Forums hat sich gezeigt, dass Ehrenamtliche selbstverständlicher, wichtiger und wertvoller Bestandteil des Hilfespektrums früher Förderung sind.

Ein wichtiger Punkt der Diskussion war, dass auch aufgrund der sehr unterschiedlichen Einsatzgebiete der Ehrenamtlichen in den unterschiedlichen Angeboten bzw. Einrichtungen die zentrale Frage ist, wie man die Ehrenamtlichen für die jeweiligen Projekte findet. Die Einrichtungen machen einerseits die Erfahrung, dass ein hohes Interesse von jungen Müttern, Berufstätigen bis hin zu Ruheständlern/Ruheständlerinnen besteht, die eine Aufgabe suchen, und ehrenamtlich tätig sein wollen. Viele dieser Engagierten sind auch langfristig aktiv sind. Die bestehenden Informationsmöglichkeiten (persönliche Kontakte, Informationsstände, Messen, Ehrenamtsbörsen) sind dabei durchaus hilfreich und effektiv.

Zugleich ist mit der Suche nach den ehrenamtlich Tätigen immer die Frage nach den „richtigen“ Ehrenamtlichen verbunden. Dies zeigt sich unter anderem an den Anforderungen, die formuliert werden. Zu den Anforderungen gehören z.B. gern auf andere zugehen, Zeit investieren wollen, Betroffene unterstützen und sich abgrenzen können, zuhören können, Werte der Familie akzeptieren können, mit Hauptamtlichen koope-

rieren, zu Treffen kommen, Supervisionsbereitschaft, Strukturiertheit, Kontakthalten in Konfliktsituationen, Reflexionsfähigkeit. Diese unterscheiden sich zwar je nach Einsatzbereich, verdeutlichen aber in ihrer Differenziertheit, wie nah sie den Anforderungen für Fachkräfte sozialer Arbeit kommen. Ähnlich zeigt sich dies in den Ansätzen der verschiedenen Projekte bezüglich der Überprüfung einer Eignung, um die Ehrenamtlichen anschließend einsetzen zu können. Die Ansätze reichen von einem gemeinsamen Kennenlerngespräch, in dem auch die Geeignetheit der/des Ehrenamtlichen geprüft wird, bis zu mehreren Fortbildungsveranstaltungen, in denen die Ehrenamtlichen auf ihre Tätigkeit vorbereitet werden. Bei letzterem stellen sich nicht nur für die Ehrenamtlichen zu Beginn die Frage, wie viele Ressourcen sie investieren möchten und können.

In der Diskussion wurde deshalb auch sehr hervorgehoben, wie entscheidend die Konzepte der Begleitung und Unterstützung der Ehrenamtlichen sind. Die Angebote stehen und fallen mit den hauptamtlichen Begleiterinnen und Begleitern, die nicht nur für die Auswahl und fachliche Unterstützung der Ehrenamtlichen zuständig sind, sondern auch für die Entscheidung darüber, ob die Hilfe für die Familie noch angemessen ist, oder ob nicht andere Hilfeangebote in Anspruch genommen werden sollten. Dies ist ein schwieriger Abwägungsprozess. Zudem geht es auch um die Frage, ob die Ehrenamtlichen selbst ihre Grenzen kennen. Eine Reflexion der Rolle, die die Ehrenamtlichen in der Familie übernehmen, wird auch von den Begleiterinnen und Begleitern unterstützt.

Im Verlauf der Diskussion wurde auch beklagt, dass bislang wenig systematisch dafür getan wird, dass den Ehrenamtlichen durch ihre Tätigkeit ein Weg in eine eigene Ausbil-

derung, ein Studium oder einen Beruf besser geebnet oder der Wiedereinstieg in den Beruf erleichtert wird.

Kontrovers wurde die Frauendominanz bei den Ehrenamtlichen im Bereich der frühen Förderung diskutiert. Es wurde die Frage aufgeworfen, warum nicht mehr Männer im Bereich der frühen Förderung gewonnen werden können. Die eine Seite betonte, dass gerade auch kleinere Kinder, die in allen Institutionen sehr häufig ausschließlich von Frauen umgeben sind, durch männliche Ehrenamtliche die Chance hätten, männliche Rollenvorbilder kennenzulernen. Bislang liegt der Schwerpunkt der ehrenamtlichen Tätigkeit von Männern in der Kinder- und Jugendhilfe auf dem Bereich des Übergangs in Ausbildung und Beruf. Die andere Seite unterstrich, dass gerade im Bereich der frühen Förderung, in der es sehr viel um die Unterstützung von jungen Müttern, häufig auch Alleinerziehenden geht, nicht gewünscht wird, von männlichen Helfern unterstützt zu werden. Gerade auch bei Familien aus anderen Kulturen würde man so keinen Zugang zu den Müttern bekommen.

Allgemein wurde bedauert, dass es offenbar an gesellschaftlicher Offenheit fehlt und gerade gesellschaftliche Krisenzeiten dazu beitragen, eine Rückkehr zu tradierten Rollenbilder zu befördern. Dies sollte jedoch nicht dazu führen, dass die Männer als ehrenamtliche Aktive bereits von vornherein in den Angeboten früher Förderung ausgeschlossen werden.



Forum 5

Professionelle Angebote für Familien – Erfahrungen aus der bundesweiten Praxis für eine erfolgreiche Unterstützung

Durchgeführt von:

Tatjana Wetter (Stadtjugendamt München), Brigitte Müller (Stadtjugendamt München), Inge Nowak („Mo.Ki“ – Monheim für Kinder), Maria Korte-Rüther („nifbe“ – Niedersächsisches Institut für frühkindliche Bildung und Entwicklung)



Inhaltliche Beschreibung der vorgestellten Ansätze

„Mo.Ki“ – Monheim für Kinder

Die Stadt Monheim am Rhein verfolgt seit dem Jahr 2002 den Weg des Aufbaus einer Präventionskette zur Förderung von Kindern und Familien. Seit 2005 ist „Mo.Ki“ ein fester Bestandteil der städtischen Jugendhilfe. In der aktuellen Bildungsoffensive 2012 der Stadt Monheim wird der Leitgedanke der Jugendhilfeplanung folgendermaßen definiert: „Mo.Ki“ ist ein kommunaler Präventionsansatz, der einen systematischen Umbau der Kinder- und Jugendhilfe vor Ort – weg von

der Reaktion auf Defizite, hin zur Prävention als aktive Steuerung und Gestaltung – zum Ergebnis hat. Er stellt das Kind und seine Entwicklung in den Mittelpunkt aller Bemühungen. „Mo.Ki“ ist ein kommunales Gesamtkonzept in Kooperation mit dem AWO Bezirksverband Niederrhein e.V..

Das Besondere an „Mo.Ki“ ist die intensive Zusammenarbeit zahlreicher Akteure in unterschiedlicher Trägerschaft. Zentraler Motor für die vielfältigen pädagogischen Angebote und Initiativen ist die Regiestelle von „Mo.Ki“. Neben der Jugendhilfeplanung sichert die Regiestelle die strategische Vernetzung aller Kinder- und jugendhilferelevanten Akteure. „Mo.Ki“ steht für eine kommunale Präventionskette, die mehrschichtig angelegt ist und eine Vielzahl unterschiedlicher Angebote an unterschiedlichen Orten in sich vereint. Der Aufbau eines Trägernetzwerkes und die trägerübergreifende Qualifikation der Fachkräfte vor Ort sind wesentliche Faktoren zum Gelingen einer aufeinander abgestimmten Präventionskette.

Mo.Ki setzt sich zum Ziel

- alle kindlichen Lebensbereiche in den Blick zu nehmen und eine Struktur aufzubauen, die in Form einer Präventionskette die Bildungs- und Entwicklungschancen von Kindern erhöht.
- Familien bei der Teilhabe am kulturellen Leben, sowie bei ihrer Integration in der Stadt zu unterstützen.

Die zentralen Lebensorte sind die Lern- und Bildungsorte der Kinder, an diesen, beginnend mit der Geburt bis zur Berufsausbildung, richten sich die im Folgenden aufgeführten, zahlreichen Bausteine von Mo.Ki aus. Die Angebote werden an unterschiedlichen Standorten, als auch in unterschiedlichen Kooperationen erbracht.

„Mo.Ki“ / 0 bis 3 Jahre, seit Oktober 2008, Modellprojekt für Eltern mit Kindern bis zum dritten Lebensjahr.

Begegnung, Beratung, Begleitung, Betreuung und Bildung sind die Leitmotive bei „Mo.Ki“ 0 bis 3 Jahren. „Mo.Ki“ organisiert Angebote für Eltern und Familien. Zu benennen sind hier vier Schwerpunktangebote:

Das Cafe (Interkultureller Frauentreff, Elterncafe), der Begrüßungsbesuch aller Familien mit Neugeborenen, die Familienbildung und Familienhebammen (Hebammensprechstunde, Geburtsvorbereitung, Rückbildung und Einzelfallhilfe).

„Mo.Ki“ / 3 bis 6 Jahre – Das Familienzentrum, die fünf Kindertagesstätten im Berliner Viertel

Ausgehend von den Kindertagesstätten als Knotenpunkt der pädagogischen Arbeit ist „Mo.Ki“ ein Familienzentrum mit vielen Orten, an denen unterschiedliche präventionsorientierte Aktivitäten in unterschiedlichen Kooperationen für Kinder, Eltern und Fachkräfte angeboten werden. Schwerpunkte liegen auf den Bereichen Frühe Förderung von Kindern, Einbindung der Eltern in die pädagogische Arbeit, Gesundheitsförderung in den Bereichen, Ernährung, Bewegung, Sprache, Integration von Migrantinnen, Übergangsgestaltung, Ausbau der Qualifizierung der Fachkräfte, Vernetzung und Kooperation mit Institutionen.

„Mo.Ki“ II / 6 bis 10 Jahre seit Oktober 2005

Frühes Fördern in der Grundschule, hier ist der Anspruch, die Angebote der Kinder- und Jugendhilfe für Kinder im Alter von 6 bis 10 Jahren und deren Familien, aber auch Strukturen des Bildungs- und Gesundheitssystems, in die Arbeit der Grundschule einzubeziehen. Dabei gilt es, das entwickelte „Mo.Ki“-Netzwerk weiter zu entwickeln. Ziel ist es, Bildungschancen zu erhöhen und in Kooperation der Schule mit der Jugendhilfe einen besseren Schulerfolg des einzelnen Kindes zu erreichen.

„Mo.Ki“ III / 10 bis 16 Jahre und **„Mo.Ki“ IV / 16 Jahre** / Berufsausbildung, Berufseinstieg
Diese Bausteine sind noch im Aufbau

Mo.Ki möchte Eltern entlasten und ihre erzieherische Kompetenz stärken. Hierzu gibt es zahlreiche Angebote, die in Kooperation mit anderen Einrichtungen durchgeführt werden. Beispielhaft sind hier zu nennen, das „Multi-Mo-Team“ (geschulte Laien-Dolmetscherinnen sorgen in sozialen Einrichtungen für eine bessere Verständigung), „Fam-Tische“ (bei einer Gastgeberin werden ausgewählte Themen mit Unterstützung einer geschulten Moderatorin besprochen), „SuppiMo“ (im Berliner Viertel erhalten alle Schulkinder durch das ehrenamtliche Projekt eine kostenfreie tägliche Mittagssuppe)

„Nifbe“ – Niedersächsisches Institut für frühkindliche Bildung und Entwicklung

„Auf die ersten Jahre kommt es an!“ , so das Leitmotiv von „nifbe“. Das landesweit vernetzte „Niedersächsisches Institut für frühkindliche Bildung und Entwicklung“ will dazu beitragen, die ersten Lebensjahre der Kinder möglichst optimal zu gestalten. In den ersten



Forum 5

Jahren werden die entscheidenden Grundlagen für die zukünftigen Bildungs- und Entwicklungschancen unserer Kinder gelegt. Kinder lernen vom ersten Tag an mit Kopf, Hand und Herz. Sie lernen in ständiger Interaktion mit ihrer Umwelt, insbesondere mit erwachsenen Bezugspersonen (Eltern/ ErzieherInnen). Dafür wird „nifbe“ vom Land Niedersachsen mit jährlich insgesamt 5,5 Millionen Euro gefördert. Landesweit gibt es ca. 50 „nifbe“ MitarbeiterInnen. Die Grundidee des „nifbe“ beruht auf den Komponenten Forschung, Vernetzung und Verzahnung der Akteure im Bereich der frühkindlichen Bildung und Entwicklung von der Forschung und Lehre über die Aus- und Weiterbildung bis zu den Praxisfeldern.

Seinen Hauptsitz hat „nifbe“ in Osnabrück. Hier befinden sich die für den landesweiten Transfer und Fachdialog zuständige Koordinierungsstelle und die Forschungsstellen „Kultur, Entwicklung und Lernen“, „Wahrnehmung, Bewegung und Psychomotorik“, „Begabungsforschung und -förderung“ sowie „Frühpädagogik“. In Verbindung mit der Universität Osnabrück werden diese Forschungsbereiche vertieft.

Die Koordinierungsstelle ist die zentrale Schnittstelle zwischen den praxisorientierten Regional-Netzwerken und den Forschungsstellen. Nach dem Gegenstromprinzip wird hier der Transfer von Ergebnissen und Modellprojekten von der Forschung in die Praxis und umgekehrt organisiert. Darüber hinaus ist die Koordinierungsstelle zuständig für die zentrale Koordination, Begleitung und Unterstützung der Regional-Netzwerke. Die Koordinierungsstelle bildet den Katalysator für Erkenntnisse, Modelle und Fragestellungen aus Forschung und Praxis. Unterstützt werden die Transfer-Aufgaben durch eine breitenwirksame Presse- und Öffentlichkeitsarbeit.

Vor Ort sorgen im Flächenland Niedersachsen fünf regionale Netzwerk-Zentren für die Vernetzung der Akteure sowie die thematische Bündelung. Hier geht es um den direkten Bezug zur Praxis – neben der Aus-, Fort- und Weiterbildung von ErzieherInnen steht auch die Elternbildung im Zentrum der Aktivität. Pro regionalem Netzwerk stehen 225.000 Euro für jeweils 2-3 Netzwerk ManagerInnen, Verwaltung und Sachkosten zur Verfügung. Ein interdisziplinär besetzter Beirat gibt Projektempfehlungen ab und gestaltet den Netzwerkaufbau mit.

Die Aufgaben des Netzwerkes bestehen

- in der Bestandsaufnahme der Akteurslandschaft
- im Auf- und Ausbau sowie nachhaltiger Etablierung regionaler Netzwerke
- in der Organisation und Moderation der Netzwerk-Kommunikation
- im Inter- und überregionalen Transfer von Ergebnissen, Themen und Fragestellungen
- in der Beratung und Begleitung für und von regionalen Modellprojekten des „nifbe“
- in der Impulsgebung für die Qualitätsverbesserung und Qualifizierung
- in der Öffentlichkeitsarbeit/Präsentation und Repräsentation

Aus den regionalen Netzwerken können sich Transfer- und Kooperationsprojekte entwickeln. Hauptkriterien sind hierfür: Innovation, Modellhaftigkeit, Transferfähigkeit. Als Projektbeispiele sind zu nennen „Fit für den Start“ (Entwicklung, Durchführung und Evaluation eines Informations- und Erfahrungskurses für werdende Eltern), „Familienbesucher-

innen“ (Bildungsbegleitung für Eltern und Kinder, Abbau der Barrieren zur Teilnahme an Angeboten der Gemeinden)

Der innovativen Konzeption des „nifbe“ liegt die Überzeugung zugrunde, dass die gewaltigen Herausforderungen im Bereich der frühkindlichen Bildung und Entwicklung nur bewältigt werden können, wenn alle Akteure an einem Strang ziehen und sich dabei gegenseitig unterstützen und ergänzen.

Schwerpunkte aus der Forumsdiskussion

Integrierte Netzwerkansätze

Es wurde deutlich, dass die Umsetzung Früher Förderung nicht isoliert von einzelnen Akteuren oder Akteursgruppen sinnvoll umgesetzt werden kann, sondern eines gemeinsamen Handlungsansatzes bedarf, in dem die verschiedenen Beteiligten ihre Belange und Sichtweisen einbringen können. Eine gute Zusammenarbeit der Jugend, Gesundheits- und Bildungsbereiche in den Stadtbezirken ist unumgänglich. Hierzu sollten Regiestellen früher Förderung in den Sozialregionen geschaffen werden, die die Aufgabe haben zu koordinieren, Impulse zu geben und die Akteure miteinander zu vernetzen. Die Beteiligung der Träger vor Ort, insbesondere die Einbindung der Familienbildungsstätten und der Kindertagesstätten erscheint sinnvoll.

In den Netzwerken früher Förderung sollte mit den Akteuren ein gemeinsames Leitbild entwickelt werden und Transparenz über die Organisationsstrukturen hergestellt werden, um der Konkurrenz der Träger und der Versäulung in den Referaten entgegen zu wirken.

Strukturierte Angebote

Das frühzeitige Erreichen von Familiensystemen kann nur mit einer verzahnten Angebotspalette an Familienbildungs- und Förderelementen erreicht werden.

Die Angebote und die Vielfalt der Programme im Bereich Früher Förderung müssen auf die unterschiedlichen Zielgruppen in den Regionen angepasst werden können. Bisher werden eine Vielzahl der Angebote im Rahmen von befristeten Modellprojekten finanziert, bei denen Nachhaltigkeit nicht gesichert werden kann.

Wünschenswert wäre ein Frühe-Förderungs-Baukasten (Bsp. Opstapje, wellcome, Elterntalk, Fam-Tische etc.), bei dem die einzelnen Module in den Regionen flexibel und bedarfsorientiert eingesetzt werden könnten. Die Übergänge für Familien sollen dabei im Sinne einer Präventionskette gut gestaltet werden.

Verbindung von Forschung und Praxis

Die Erforschung grundlegender Themen der kindlichen Entwicklung und eine enge Vernetzung und Verzahnung der Akteure im Bereich der frühkindlichen Bildung und Entwicklung – aus den Hochschulen und den Aus- und Weiterbildungs-Einrichtungen mit der Praxis scheint hilfreich und wünschenswert.

Forschung und Praxis können so auf innovative Weise miteinander verbunden werden, damit neue Forschungsansätze in die Angebotsplanung und Umsetzung aufgenommen werden können und Qualität dauerhaft gesichert werden kann.

Es geht nicht zum Nulltarif!

Es ist gesellschaftliche und damit politische Verantwortung Frühe Förderung als Selbst-



Forum 5

verständlichkeit im Sinne aktiver Prävention zu formulieren und entsprechend zu gestalten. Der Fokus liegt hierbei auf Chancengleichheit, der Sicherung von Bildungsteilhabe und Gesundheitsförderung und der Schaffung guter Übergänge für alle Kinder.

Was wird für die weitere Umsetzung benötigt?

- Ressort- und institutionsübergreifende Kooperation aller Akteure, für die auch personelle und zeitliche Ressourcen (Freistellung) zur Verfügung gestellt werden
- Die Bereitschaft zur institutionellen und interkulturellen Öffnung der beteiligten Institutionen
- Permanente Qualitätsentwicklung über Aus-, Fort- und Weiterbildung der Fachkräfte vor Ort, insbesondere weitere Professionalisierung im Bereich Entwicklungspsychologie, Elementarpädagogik und interkultureller Kompetenz
- Qualifizierter Ausbau der Familien-/Elternbildung und geeigneter Elternbildungskonzepte
- Finanzielle regionale Budgets für Frühe Förderung zur Umsetzung in den Stadtvierteln

Forum 6

Integration als Thema in der Arbeit mit Familien

Durchgeführt von:

Susann Vogel (Stadtjugendamt München), Beate Wiedmann (Stadtjugendamt München, HIPPY Koordination), Asim Aydin (Ausländischer Elternverein), Bilge Basal (Elterntalk)

Ausgangslage

Kinder und Jugendliche, sowie deren Familien brauchen eine faire Chance ihre individuellen Potentiale zu entwickeln und zu entfalten, gesund aufzuwachsen, Bildungs- und Förderangebote wahrzunehmen und so eine gute Ausgangsposition für ihre weitere Lebensgestaltung und ihre berufliche Perspektive zu erhalten.

Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund ...

- sind jedoch überproportional unter den Schulabbrechern zu finden
- sind unterproportional in höheren Schulformen vertreten
- haben geringere Chancen auf dem Arbeitsmarkt

Ein wesentlicher Faktor für alle Menschen, um gleichberechtigt in unserer Gesellschaft Zugang zu finden und teilzuhaben ist Bildung. Bildung erschließt Zugang zu wichtigen materiellen, sozialen und kulturellen Ressourcen.

Forderungen und Maßnahmen dürfen sich nicht ausschließlich auf die Migrantinnen und Migranten konzentrieren, sondern müssen auf die Mehrheitsbevölkerung abzielen, um deren interkulturelle Fähigkeiten und die Bereitschaft zum Teilen von Bildungschancen und zur Verantwortung für einen gelingenden Integrationsprozess zu fördern.



Zielsetzung

1. Chancengleichheit für alle Familien, egal welcher Herkunft, Religion, Rasse und kulturellem Hintergrund.
2. Familien kennen in München die Programme der Frühen Förderung, wissen um deren Bedeutung und haben guten und niederschweligen Zugang zu diesen Maßnahmen.

Diskussionsgrundlage im Forum war die o.g. Ausgangslage und folgende Leitfragen:



Forum 6

Leitfrage 1

Was benötigen Eltern, um ein Angebot der Frühen Förderung als sinnvoll für sich und ihre Kinder zu erachten und es dann auch zu nutzen?

Ergebnisse aus der Diskussion:

- Für Eltern ist es wichtig, dass die angebotenen Programme für sie praktikabel in der Umsetzung und Durchführung sind.
- Eltern müssen Vertrauen zu den Personen in den jeweiligen Institutionen gefasst haben, um sich auf die Maßnahme einlassen zu können.
- Angebote der Frühen Förderung müssen schnell und unkompliziert verfügbar sein. Daher ist eine Infrastruktur für die Erreichbarkeit notwendig. Weite Wege und komplizierte Zugänge sind im Hinblick auf eine Inanspruchnahme hinderlich.
- Oftmals wird das gezielte Anbieten von Maßnahmen und Programmen als Diskriminierung oder Selektion von den Eltern mit Migrationshintergrund erlebt und deshalb nicht wahrgenommen.
- Eltern sehen ein Verhalten bei ihrem Kind häufig nicht als problematisch an, da sie es mit der „Brille“ ihres kulturellen Hintergrundes sehen und das Verhalten in ihrer Kultur keine Auffälligkeit darstellt.
- Plädoyer für das miteinander Lernen, den Austausch über kulturelle Hintergründe und unterschiedliche Sichtweisen.
- Der Blick soll sich nicht nur auf die Defizite sondern auch auf die Ressourcen von Familien richten. Eltern sollen in ihren Kompetenzen und Stärken wahrgenommen werden.

- Informelle Kontakte zu den Eltern sind erstmal wichtig, um Vertrauen und Zugang zu bekommen. „Orte der Begegnung“ müssen geschaffen bzw. gestaltet werden.
- Fundierte Informationen über die verschiedenen Angebote sind für die Eltern sehr wichtig.
- Eltern brauchen Entlastung, nicht immer nur Anforderungen. Eltern brauchen Zeitressourcen.
- Im Bereich „Interkulturelle Öffnung“ in Kindergarten und Schulen gibt es noch viel Verbesserungsbedarf.
- Zeit zum gegenseitigen Kennenlernen muss eingerechnet und gegeben sein.

Leitfrage 2

Ist es von Belang und notwendig bei einem Angebot der Frühen Förderung kulturelle Unterschiede und sprachliche Barrieren zu berücksichtigen und mit einzubeziehen?

Ein theoretischer Input :

Zuerst muss die Frage nach „kulturellen Unterschieden“ geklärt werden. In neuen Ansätzen werden Kulturen als Produkte menschlicher Praxis verstanden. Kultur ist danach durch soziale Interaktion konstituiert. Unter dieser theoretischen Orientierung geht es vor allem um die Individuen, deren kulturelle Orientierung sich nicht darin erschöpft, den Bahnen einer immer schon vorgegebenen (nationalen, ethnischen etc.) Kultur zu folgen. Kultur wird im Alltag immer wieder neu und immer wieder anders hergestellt. Die Voraussetzung einer solchen Betrachtungsweise

se ist die universelle menschliche Fähigkeit für Verständnis und Kommunikation. Im Vordergrund einer solchen Kulturdefinition stehen daher zunächst die „Gemeinsamkeiten“ und nicht die „Unterschiede“.

Die Unterschiede wiederum verändern ihren Charakter, sind keine starren Differenzen und Grenzen. Sie verändern sich laufend und werden immer wieder neu ausgehandelt. Unter diesem Blickwinkel reicht es daher nicht aus zu fragen, welchen kulturellen Prägungen z.B. türkische Kinder und Jugendliche unterworfen sind. Viel interessanter ist die Frage, wie sie diese unterschiedlichen Prägungen in ihrer Institution und Kommunikation leben, kombinieren, neu erfinden etc.

Ein wichtiger Vorteil ist das Verständnis für die kulturellen Hintergründe der Familien. Ohne diese Kenntnisse besteht die Gefahr, dass Befindlichkeiten, Handlungen oder Äußerungen fehl interpretiert werden.

Ergebnisse aus der Diskussion:

- Es wäre sinnvoll, Angebote in verschiedenen Sprachen anzubieten, aber es scheidet oft an qualifiziert ausgebildetem Personal in den jeweiligen Einrichtungen.
- Eltern mit Migrationshintergrund wünschen sich jedoch gerade in „zwanglosen Treffen“, wie Elterncafés, dass dort deutsch gesprochen wird.
- Im therapeutischen und beratenden Kontext ist die Sprache, in der die Personen fühlen und denken enorm wichtig, um verstanden zu werden.
- Wenn Eltern Hilfe brauchen und möchten, muss die Beratung in der Muttersprache sein.
- Bei niederschweligen Angeboten, oder um Ängste bei Eltern vor Angeboten zu nehmen, ist es sinnvoll, diese in der Muttersprache der Teilnehmerinnen und Teilnehmer durchzuführen.
- Ein wichtiger Aspekt ist: „Die Menschen dort abzuholen, wo sie gerade stehen“.
- Personen sind wichtig, die Wertschätzung, Respekt, Achtung usw. vermitteln.
- Oftmals wollen Eltern an Programmen teilnehmen haben aber keine Zeit, da sie die Existenz ihrer Familie sicher stellen müssen. Fehlende Inanspruchnahme von Angeboten liegt daher nicht an der mangelnden Bereitschaft, was häufig von den Einrichtungen missverstanden wird.
- Eltern haben großes Interesse, dass ihre Kinder die deutsche Sprache lernen.
- Ein großes Problem ist die Sprachbarriere. Zwei Aspekte sind hier besonders wichtig: Zum einen ist es für die Eltern schwierig, die Hilfsangebote der verschiedenen Institutionen zu verstehen. Zum anderen sind die Eltern aufgrund ihrer Bildung nicht oder nur schwer in der Lage, die deutsche Sprache systematisch zu erlernen.
- Sprache ist sehr wichtig, um Emotionen auszudrücken und benennen zu können.



Forum 6

Leitfrage 3

Ist ein Angebot von Empfehlungen anderer Personen abhängig? Warum nehmen Familien mit Migrationshintergrund Angebote der Frühen Förderung oft nicht wahr?

Ergebnisse aus der Diskussion:

- Ob man ein Angebot wahrnimmt oder nicht, ist sehr von der Empfehlung nahe stehender, wichtiger und vertrauter Personen abhängig. Dies bezieht sich nicht nur auf Migrantinnen und Migranten. In jeder Lebenslage fragt man Bekannte, welche Erfahrungen sie gemacht haben. Persönliche Empfehlungen werden weitergegeben. Dabei ist relevant, wer Angebote weiter empfiehlt. Ein Arzt, eine Ärztin ein/e Lehrer/in, ein/ eErzieher/in oder eine Person des Vertrauens.
 - Wenn man als Fachperson erreichen will, dass die Eltern die Angebote wahrnehmen, muss dies auch gesagt werden, d.h. Fachkräfte müssen betonen, dass es ihnen selbst sehr wichtig ist und sie selbst sehr viel Wert darauf legen, dass die Eltern an Angeboten teilnehmen.
 - „Ich gehe dahin, wo kein Zwang ist, es mir gut geht und ich respektiert werde, wie ich bin“. Das bedeutet: Angebote müssen verlockend gestaltet werden.
 - Es ist nicht ausreichend, mittels schriftlicher Werbung und Marketing auf Angebote der Frühen Förderung aufmerksam zu machen, sondern viel mehr müssen persönliche Bezüge und Gemeinsamkeiten hergestellt werden. Das bedeutet: Die Personen vor Ort ansprechen oder durch das Feiern eines gemeinsamen „Bayram“ (muslimisches Fest) Kontakte herstellen.
- So begegnet man sich in einer ganz anderen Atmosphäre und vertraut sich auch neuen Sichtweisen an. Man kann dadurch auf neue Projekte stoßen und für die Migrationsfamilien kann dies ein Anlass sein, die deutsche Sprache zu lernen.
- Kinder sind eine gute Möglichkeit, sich zu begegnen und sich über die Gemeinsamkeiten auszutauschen. Bei Angeboten, die schon bestehen, braucht es mehr Vernetzung und Feinabstimmung. Zum Beispiel gibt es Angebote für gleichaltrige Kinder oder nur Frauengruppen bzw. geschlechtsspezifische Kindergruppen, verbindende gemeinsame Angebote für Eltern und Kinder hingegen fehlen.
 - Bei allen Angeboten ist immer wichtig, die teilnehmenden Personen auch mit einzubeziehen, beispielsweise durch gezielte Fragen, was sie möchten oder ob das Angebot für sie in Ordnung ist und ihrem Bedarf entspricht. Gleichzeitig ist sehr hilfreich, die Gemeinsamkeiten zusammen auszuarbeiten.
 - Nicht perfektionistisch denken, sondern erlauben „sich einfach zu begegnen“. Die Verschiedenheiten nicht im Vordergrund behalten, sondern sich auf die Gemeinsamkeiten konzentrieren d.h. die Unterschiedlichkeiten als Reichtum wahrnehmen. Es sollte keine klare Trennung entstehen, stattdessen soll Raum gegeben werden, um sich zu begegnen.
 - Bei vielen Migrantinnen und Migranten ist die Notwendigkeit der Förderung ihrer Kinder noch sehr unbekannt und sie haben ein ganz anderes Bild von der Erziehung eines Kindes. Sie sind selbst durch ihre Herkunftsländer von anderen Erziehungsmethoden geprägt. Dies ist u.a. ein

Grund, weswegen sie an Angeboten der Frühen Förderung nicht teilnehmen. Diese Eltern sehen die Erforderlichkeit der Maßnahmen nicht und auch nicht die Hilfe, die hinter den Angeboten steckt.

- Migrationsfamilien sollten, um an Programmen der Frühen Förderung teilzunehmen, nicht mit der Begründung angesprochen werden, dass es ihre Kinder nötig haben. Vielmehr empfiehlt sich der Hinweis, dass die Teilnahme eine Bereicherung für die Familie darstellt. Oft haben Eltern schlechte Erfahrungen gemacht, ihre Kinder wurden sehr schnell als Problemkinder abgestempelt und dadurch fühlen sie sich nicht mehr „normal“. Sie sind dann nicht mehr „angepasst“ und fühlen sich als „Außenseiter“ und Versager. Um diese Personen zu erreichen, braucht man viel Vertrauen und Beziehungsarbeit. Familien nehmen an Angeboten oft teil, um ihre neuen Erfahrungen zu testen, deswegen sind sie am Anfang unsicher und skeptisch. Um diese Ängste abzubauen sollte man sie mit begleiten und Vertrauen aufbauen. Dadurch können Angebote, Unwissen und Vorurteile abgebaut werden.

- Bezugspersonen/Vertrauenspersonen sind Türöffner für Elternabende. Die Einladungen nur muttersprachlich zu übersetzen reicht nicht aus. Man sollte die Bezugspersonen der Eltern mit einbeziehen.

- In Kindertagesbetreuungseinrichtungen und Schulen sollte die emotionale Kompetenz mehr gefördert werden.

Abschließend noch ein wichtiger Satz, der von allen Personen in dem Forum immer wieder geäußert wurde und stets Einstimmigkeit erzielte:

„Alle Eltern wollen das Beste für ihre Kinder“

Forum 6



Forum 7

Frühe Förderung in den Beratungsstellen für Eltern, Kinder und Jugendliche

Durchgeführt von:

Claudia Janke (Stadtjugendamt München), Nicole Wiedon (Stadtjugendamt München), Nasrin Akhavan Mittertrainer (Stadtjugendamt München), Eva Rettenbeck-Merz (Caritas Erziehungsberatungsstelle), Jürgen Wolf (Evangelisches Beratungszentrum)



Zum vielfältigen Aufgabengebiet der Erziehungsberatungsstellen in München gehören auch niederschwellige und zugehende Angebote im Bereich der Frühen Förderung. Das Forum wird anhand ausgewählter Angebotsbeispiele einen vertieften Einblick in diesen Arbeitsbereich ermöglichen und Bedarfe für die Zukunft diskutieren.

Besonders belastete Familien benötigen oft ein Angebot im sozialen Nahraum, das mit einer Gehstruktur der Erziehungsberatungsstellen erfüllt werden kann. Um die Kontaktaufnahme und das Kennlernen einer Beraterin oder eines Beraters zu erleichtern, ohne sich gleich auf einen festen Beratungskontext einlassen zu müssen, sind Angebote in Außenstellen oder in anderen Einrichtungen, wie z.B. KITA's, sinnvoll. Auch Vorträge

in Kindertageseinrichtungen oder der niedrigschwellige Zugang zu Beratung über Online-Beratung im Internet erweist sich als sehr erfolgreich. Besonders im Rahmen der Frühen Förderung, die es sich zum Ziel gesetzt hat, junge Familien, alleinerziehende Mütter und Väter und minderjährige Eltern zu erreichen, sind Präsenz und Kooperationen mit Einrichtungen wie Kinderklinik, Kinderkrippen und Kindergärten, Familien- und Mütterzentren, Mehrgenerationenhäuser usw. wichtig. Im Rahmen von fachdienstlichen Aufgaben gibt es seit langem den entwicklungspsychologischen Fachdienst in den Kinderkrippen, die Kooperation mit den Sozialbürgerhäusern und vieles mehr.

Durch verschiedenste Angebote der Erziehungsberatungsstellen, die auch in den folgenden Projekten kurz dargestellt werden, gelingt es, Eltern und Kinder zu erreichen, die durch die verschiedensten Risikofaktoren belastet sind und oft einen niedrigschwelligen, veränderten Zugang zu Beratung benötigen. (aus: Aufsuchende Erziehungsberatung stärken und ausbauen – Auszüge aus dem LAG-Standpunkt 1/2009)

Erziehungsberatungsstellen – Angebote im Rahmen der Frühen Förderung

Es gibt in München 14 regional arbeitende Erziehungsberatungsstellen über die Stadt verteilt. Die Leistung der Beratungsstellen ist im KJHG verankert, um Familien ei-

nen direkten, niedrigschwelligen Zugang zu Leistungen der Jugendhilfe zu ermöglichen. Es sind somit keine Voraussetzungen, wie z.B. ein Hilfeplan, zur Inanspruchnahme zu erfüllen. Grundsätze der Arbeit sind Freiwilligkeit, Kostenfreiheit und Schweigepflicht. Es besteht außerdem eine Verpflichtung zur Erbringung der Leistung in einem multiprofessionellen Team (Psychologinnen und Psychologen, Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen, aber auch Pädagoginnen/Pädagogen, Erzieherinnen/Erzieher, Ergotherapeutinnen und -therapeuten usw. mit Zusatzausbildungen). Die Angebotspalette für Familien mit Kindern von Geburt bis ins frühe Erwachsenenalter umfasst Beratung in allen Fragen des Zusammenlebens, Fragen zu Entwicklung und Erziehung, Fragen zu Problemen im sozialen Umfeld, Kindergarten, Schule usw., Trennungs- und Scheidungsberatung und Umgangsberatung. Die Hilfe wird dabei in verschiedenen Settings erbracht und variabel auf die Erfordernisse zugeschnitten. Zum weiteren Leistungsspektrum gehört auch die Kooperation mit verschiedenen Einrichtungen im Stadtteil, z.B. durch Angebote wie Elternabende und ähnliches.

Die Arbeit wird durch zusätzlich wahrzunehmende Fachdienstaufgaben, wie Mitarbeit im Regionalen Fachteam, Beratung im Rahmen des Kinderschutz für bestimmte Einrichtungen und die Kooperation mit Kinderkrippen, ergänzt. Diese ist inzwischen schon verbindlicher Bestandteil der Arbeit und besteht seit vielen Jahren. Jede städtisch geförderte Kinderkrippe in München hat einen für sie zuständige/n Krippenpsychologin/Krippenpsychologen, der mit einem bestimmten Stundenkontingent pro Monat (je nach Einrichtunggröße) Leistungen für die Einrichtung erbringt. Der Kontakt ist verbindlich und kontinuierlich und nicht rein problembezogen sondern auch präventiv. Das Angebot

steht Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Krippen, Eltern und Kindern offen und ist relativ frei gestaltbar (Elternsprechstunden, Elternabende, Verhaltensbeobachtungen, Mitarbeiter/innenberatung). Eine verbindliche Zusammenarbeit gibt es auch für Kinderschutzfragen und im Rahmen von Hilfeplanverfahren.

Aufgabe der Erziehungsberatung ist es, eine in jeder Hinsicht frühe Anlaufstelle für Familien zu sein. Der dabei entstehende gute Kontakt ist oft auch sehr tragfähig für die Zukunft, was es Eltern wiederum erleichtert, sich bei späteren Problemen wieder an die Beratungsstelle zu wenden und somit evtl. Fehlentwicklungen vorzubeugen.

Das Elterncafé als niedrigschwelliges fortführendes Angebot Früher Förderung für die Familien aus den „Frühen Hilfen“

Zur Förderung der Eltern-Kind-Interaktion, zum Kennenlernen anderer Familien um soziale Netzwerke aufzubauen und um Anleitung zu erhalten, wie die Mütter /Väter ihre Kinder mit entsprechenden Materialien und Angeboten altersadäquat fördern können, wird im Sozialraum ein Elterncafé angeboten. Es gibt auch die Möglichkeit der Kurzberatung der Mütter /Väter und der Weitervermittlung an entsprechende Institutionen bei Bedarf.

Um die Familien mit Migrationshintergrund und die sozial benachteiligten Familien mit einem Angebot der Frühen Förderung durch die Beratungsstelle zu erreichen, wird hier die bestehende Beziehung zu den Familien, vor allem zu den Müttern genutzt, welche durch die intensive Zusammenarbeit während der dreimonatigen Begleitung im Rahmen der „Frühen Hilfen“ entstanden ist. Die



Forum 7

Fachkraft „Frühe Hilfen“ ist in diesem Projekt direkt an die städtische Erziehungsberatungsstelle angebunden.

Das Elterncafé wird alle drei Wochen für zwei Stunden am Vormittag in den Räumen der städtischen AEH sozialraumorientiert angeboten. Es ist sehr gut öffentlich erreichbar – für einige Familien auch fussläufig. Vor Ort wird den Familien Kaffee oder Tee und dazu Kuchen, Obst und Brezen für die Kinder angeboten. Somit fühlen sich die Mütter bzw. Väter in den zwei Stunden gut versorgt und können ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Kinder richten.

Die Einladungen zu den regelmäßig statt findenden Elterncafés sind kurze, übersichtliche Schreiben mit allen wichtigen Daten, (verständlich auch für Eltern mit geringen Deutschkenntnissen) und einer genauen Wegbeschreibung, da eine der ersten Schwellen der Erreichbarkeit die eingeschränkte Bewegungsmöglichkeit im öffentlichen Raum ist. Ein persönliches Ansprechen während der Hausbesuche (im Rahmen der Frühen Hilfen) und ein Anruf vor jedem Treffen zeigt den Familien eine große Wertschätzung und erinnert an den anstehenden Termin des Elterncafés.

Vorrangiges Ziel des Elterncafés ist das gegenseitige Kennenlernen der Mütter/Väter, die Möglichkeit soziale Netzwerke aufzubauen, Unterstützung und Austausch, Mutter-Kind-Beziehungen bzw. Vater-Kind-Beziehungen im betreuten Rahmen zu fördern, Frühe Förderung der Kleinkinder in motorischen und kognitiven Bereichen und das Anleiten der Mütter/Väter zur Förderung ihrer Kinder. Durch Lernen am Modell werden die Mütter/Väter durch die Fachkraft der Frühen Hilfe und der Kollegin der städtischen Erziehungsberatungsstelle motiviert, mit ihren Kindern Singspiele oder motorische Übungen mit Bällen

und Ballonen zu machen, oder aber einfach nur ein Kinderbuch zu lesen. Dies animiert übrigens auch die Mütter und Väter sehr dazu, Deutsch zu lernen oder ihre Sprachkenntnisse zu verbessern.

Außerdem können im Rahmen des Elterncafés kurze Fragen zu Behördenschreiben, Anträgen etc. geklärt werden bzw. kann eine Weiterleitung an z.B. die Erziehungsberatungsstelle erfolgen.

Förderung einer sicheren Bindung von Kindern in Kindertageseinrichtungen

Erkenntnisse der Bindungsforschung zeigen, dass eine sichere Bindungserfahrung in der frühen Kindheit notwendige Grundlage für eine gesunde psychische Entwicklung eines Menschen ist. Eine sichere Bindung fördert die Widerstandskraft bei schwierigen Ereignissen, die im Laufe des Lebens auf einen zukommen können. Sicher gebundene Kinder sind kompetenter im Umgang mit Problemen und zeigen mehr soziales und gemeinschaftliches Verhalten. Sie sind empathischer und kreativer, und besitzen mehr Flexibilität im Denken und Handeln. Eine unsichere Bindung stellt einen Risikofaktor für die kindliche Entwicklung dar. Die Ergebnisse der Bindungsforschung zeigen, dass erst mit einer sicheren Bindung Erkunden und somit Lernen in der frühen Kindheit überhaupt möglich ist.

Durch die Arbeit als psychologischer Fachdienst in den Münchner Kinderkrippen habe ich Gelegenheit, Eltern mit Kleinkindern bei dem Übergang vom Elternhaus in die Kinderkrippe direkt zu erreichen und sie im Einzelgespräch oder bei thematischen Elternabenden über die Bedeutung von sicheren Bindungserfahrungen aufzuklären und sie bei der praktischen Umsetzung zu unterstützen.

Auch die Eingewöhnung in die Kinderkrippe kann so gut begleitet werden.

Eltern werden somit auch angeregt, über ihre eigenen Bindungserfahrungen und evtl. vorhandene Traumata nachzudenken und gegebenenfalls daran zu arbeiten, um sie nicht ungefiltert an ihre Kinder weiterzugeben und damit deren Entwicklung zu gefährden.

Wichtig ist aber nicht nur die Förderung des feinfühligem Verhaltens auf Seiten der Eltern, auch das pädagogische Personal in den Kindertageseinrichtungen sollte über die enorm wichtige Funktion einer sicheren Bindung aufgeklärt sein, denn sie sind Ersatzbindungspersonen für kleine Kinder und gewährleisten die notwendige Sicherheit während der Abwesenheit der Eltern. Die Kinder benötigen noch die Begleitung der vertrauten Bezugsperson bei ihren Erkundungszügen, sie sind auf positive Rückmeldungen bei ihren Erfahrungen und Entwicklungsschritten angewiesen und müssen sich sicher sein, dass die Bezugsperson da ist und tröstet, wenn sie sich unsicher fühlen, ängstlich sind oder Schmerzen haben. Nur aus einer sicheren Beziehung heraus kann sich Freude am Erkunden und Explorieren entwickeln und letztendlich Lernen gelingen.

Pädagogisches Personal mit einem eigenen sicheren Bindungsverhalten kann einen positiven Einfluss auf das Bindungsmuster der Kinder als Ausgleich zu den Eltern haben und die Entwicklungschancen der Kinder aus armen, bildungsfernen und/oder belasteten Familien verbessern.

Für die Teams der Kindertageseinrichtungen werden von mir Fortbildungsveranstaltungen zur Bindungstheorie angeboten und die Umsetzung der Ergebnisse in den Arbeitsalltag erarbeitet. Auch hier ist es wieder wichtig,

dass sich das pädagogische Personal mit dem eigenen Bindungsverhalten auseinandersetzt und gegebenenfalls daran arbeitet, um sich weiterzuentwickeln und um eventuelle Traumata nicht an die zu betreuenden Kinder weiterzugeben.

Somit stellt die Arbeit des psychologischen Fachdienstes der Erziehungsberatungsstellen in den Kindertageseinrichtungen einen Beitrag zur Frühen Förderung von Kindern dar, da sie die Möglichkeit eröffnet, eine sichere Bindung und gesunde Entwicklung auch von belasteten Kindern zu fördern.

Beratungsvielfalt die sich auszahlt – Die virtuelle Beratung als gelungene Möglichkeit der frühen Förderung

Mit dem Angebot der online Beratung durch die virtuelle Beratungsstelle für Eltern und Jugendliche der Bundeskonferenz für Erziehungsberatung (www.bke-beratung.de) wird eine niedrigschwellige Beratungsform angeboten, die vor allem benachteiligte junge Eltern, Alleinerziehende, aber auch Eltern im ländlichen Raum, sowie Jugendliche anspricht. Über das Internet können sie erste Beratungserfahrungen machen oder bereits gemachte Erfahrungen mit Anderen austauschen. Letztendlich wird durch die anonyme Online-Beratung eine Lücke in der Beratungslandschaft geschlossen. Dadurch werden nun alle möglichen Formen der Beratung gleichermaßen praktiziert. Wobei jede Form der Beratung ein eigenes Klientel anspricht. Die Telefonberatung, die Online-Beratung und die klassische face to face Beratung existieren nun nebeneinander und ergänzen sich gegenseitig.

Wichtig erscheint mir, dass die 100 BeraterInnen der virtuellen Beratungsstelle jeweils MitarbeiterInnen einer Erziehungsberatungs-



Forum 7

stelle sind. Dadurch liegen praktische Erfahrungen vor und der Abwägungsprozess, welche Beratungsform für die Ratsuchenden passend ist, wird unterstützt. Hierbei wird auch deutlich, dass sich die drei Beratungsformen ergänzen und nicht ersetzen. So sind die Zugangswege zur Beratungsstelle für Eltern und Jugendliche über das Medium E-mail und Chat sehr erleichtert.

Während die email Beratung einer face to face Beratung durch die Einzelsituation noch am nächsten kommt, geht es in der Beratung via Chat vor allem um das gegenseitige Coaching der TeilnehmerInnen, um ein peer-groupempowerment und um die Hilfe zur Selbsthilfe im klassischen Sinne. Nicht zu unterschätzen sind die professionelle Moderation und die fachlichen Beiträge von Seiten der Beraterin / des Beraters. Deutlich wird dies durch die zahlreichen positiven Rückmeldungen der TeilnehmerInnen.

Sehr gewinnbringend erlebe ich den Austausch zwischen Eltern und Jugendlichen in den angebotenen Eltern-Jugendlichenchats. Hier outen sich auch minderjährige Eltern und lassen sich unterstützen. Die Chats mit offenen Themenangeboten werden durch die Themenchats ergänzt, die sich intensiv einem aktuellen Thema widmen, wie etwa den Fragen zur Entwicklung der 0- bis 3-Jährigen, zum Durchschlafen, aber auch zu speziellen Fragen, wie zum Thema Umgang und Beratungsmöglichkeiten bei Schreibabys. Die Themenchats werden neben der herkömmlichen Moderation auch durch Experten ergänzt. Wichtig bei den Chats ist, dass die TeilnehmerInnen auch die Möglichkeit haben, sich nur passiv zu beteiligen und so von den Erfahrungen der Aktiven zu partizipieren.

Die offenste und damit niederschwelligste Form des Angebots stellt aber das Forum

da. Dort können sich auch nicht angemeldete Gäste Informationen zu speziellen Themen holen, die durch andere TeilnehmerInnen in Frageform vorab gepostet wurden. Die Fragestellungen der Ratsuchenden sind hierbei genauso vielfältig wie die Kommentare der Lesenden.

Um auch weiterhin unterschiedliche Medien der Beratung effektiv anbieten zu können, erscheint es sehr wichtig, dass die BeraterInnen nicht ausschließlich eine Form der Beratung kennen und praktizieren, sondern ein Gespür dafür haben, welches Medium wann und für welche Themen und Ratsuchenden das Passendste ist, Vielfalt statt Einfalt. Für Menschen mit Vorurteilen oder Befürchtungen gegenüber der Beratung sind mit Sicherheit niedrigschwellige Beratungsformen die hilfreichsten, um diese abzubauen.

Gerade im Hinblick auf die Frühe Förderung scheint diese Form der Beratung aus folgenden Gründen sehr geeignet:

- Die Leute werden dort abgeholt, wo sie sind, im Internet;
- Das Angebot ist anonym;
- Das Angebot ist niedrigschwellig;
- Es gibt einen leichten Zugang zu Informationen;
- Auch die passive Teilhabe ist möglich;
- Es erfolgt eine soziale Anbindung;
- Es gilt die Hilfe zur Selbsthilfe;
- Es wird ein geschützter Raum auch für brisante Informationen und Themen zur Verfügung gestellt;

- Es gibt eine professionelle Begleitung mit Kenntnis in Diagnostik und dem Wissen über weiterführende Unterstützungsmöglichkeiten;
- Die Beratung erfolgt bedarfsorientiert;
- Eine schnelle Erreichbarkeit ist möglich;
- Es erfolgt eine sofortige Entlastung;
- Es gibt ein breit gefächertes Angebot;
- Die Beratung ist kostenfrei.

Diskussion der ReferentInnen und ForumsteilnehmerInnen anhand der vorgestellten Projekte und der Forumsleitfragen

1. Kann man mit aufsuchender Elternarbeit sozial benachteiligte / bildungsferne Familien erreichen? Welche Rolle spielt dabei die Beziehung zur Familie?

Eine erste Anbindung an die Beratungsstelle könnte durch das Anbieten von kleinen Hilfen, wie z.B. Hilfe bei Antragstellungen erreicht werden. Ein wichtiger Aspekt in der Erreichbarkeit sozial benachteiligter Familien ist die Beziehungsarbeit, die aber viele Ressourcen von Seiten der Fachleute benötigt. Hier wurde klar formuliert, dass eine Zuschaltung von Ressourcen, sowohl finanziell als auch personell von Nöten ist und dass eine einfachere Abrechnung der für die aufsuchende Familienarbeit notwendigen Mittel, wichtig wäre. Es wurde auch festgestellt, dass durch die Aufnahme von Multi-problemfamilien z.B. in Elternkurse eine geringere TeilnehmerInnenzahl sinnvoll ist, die aber wiederum den Eingang von Eigenmitteln für die Einrichtung schmälert.

Ein großer Diskussionspunkt ist die Notwendigkeit von Vernetzung und Kooperation der Einrichtungen, die mit Kindern im Alter der Frühen Förderung arbeiten, um hier die vorhandenen Ressourcen optimal zu nutzen und auch die sozialräumliche Angebotspalette für die Familien gut abzustimmen und nach Bedarf zu erweitern. Wichtig ist hier, die Nachhaltigkeit der Angebote zu sichern, bzw. wichtig ist auch, die Ressourcen der Familien zu nutzen und Eltern in ihrer Verantwortung anzusprechen. Übergänge zwischen den Angeboten sollen gesichert werden, wie z.B. in eine Beratungsstelle zu begleiten. Als Idee hierzu wurde die Konzeption der KITZ „e“ genannt, da die Kinder dort über einen längeren Zeitraum betreut werden.

2. Wie gestalte ich den Kontakt mit Familien, die schlecht deutsch verstehen, die nicht bzw. wenig lesen/schreiben können?

Im Kontakt mit sozial benachteiligten Familien, die einen Migrationshintergrund haben oder aus einer bildungsfernen Schicht kommen, ist es unabdingbar DolmetscherInnen und SprachmittlerInnen unkompliziert und selbstverständlich zur Verfügung zu haben. Hier ist es auch zu überdenken, inwieweit im Rahmen der Ressourcenorientierung und Verantwortungsübernahme Selbsthilfegruppen z.B. aus dem Migrationsbereich mit einbezogen werden können.

Auch die gemeinsame Sprachförderung von Eltern und Kindern wäre ein erster Schritt im Rahmen der Frühen Förderung. Diese Angebote sollten auch im Sozialraum möglichst einfach erreichbar sein, wie z.B. in einer KITA.

Durch gemeinsame Angebote für Eltern und Kinder können mittels der Methodik „Ler-



Forum 7

nen am Modell“ auch Familien mit wenigen Sprachkenntnissen gut erreicht werden und die Eigeninitiative der Eltern angeregt werden ihre Kinder altersentsprechend zu fördern. Da es in München schon viele Angebote zu diesem Thema gibt, war hier die Anregung durch die ForumsteilnehmerInnen, die vorhandenen Angebote besser zu vernetzen und schon vorhandene Zugänge zu Familien zu nutzen, dies auch trägerübergreifend.

3. Welche Bedingungen müssen erfüllt sein, damit auch sozial benachteiligte / bildungsferne Eltern die Sicherheits- und Bindungsbedürfnisse ihrer Kleinkinder angemessen erfüllen können?

Bei allen Angeboten der Beratung und der Frühen Förderung ist es notwendig, einen wertschätzenden sicheren Rahmen für die Eltern und Kinder zu bieten und sie nicht mit Angeboten zu überfordern, sondern zu fördern. Nach dem Motto „Bindung vor Bildung“ ist eine innere Stabilität der Familien wichtig, zu der es unabdingbar ist, dass die wirtschaftlichen und psychosozialen Lebensbedingungen gesichert sind und dadurch auch eine gesellschaftliche Teilhabe möglich ist.

In den KITA's könnten die ErzieherInnen durch den psychologischen Fachdienst der Erziehungsberatungsstellen unterstützt werden, wenn es um die Frage geht, welche Bildungsangebote zu welcher Altersstufe der Kinder passen. Darüber hinaus könnten die Eltern über altersadäquate Frühe Förderung informiert und auch darin angeleitet werden.

4. Welche Rolle spielen neue Medien/Internet für die Frühe Förderung und das Erreichen von besonders belasteten Familien?

Der Zugang zu Beratung und Angeboten der Frühen Förderung durch das Internet wurde mit großer Offenheit aufgenommen und diskutiert, da hier die Möglichkeit besteht, besonders junge Familien und Alleinerziehende, die dieses Angebot der Beratung ohne großen Aufwand nutzen können, zu erreichen. Es wurde diskutiert, welche Möglichkeiten der Frühen Förderung über diesen Zugang bestehen und wie diese auch bestmöglich von Seiten der Beratungsstellen zu nutzen sind.

Schlussfolgerungen und daraus entstehende Perspektiven

1. Die Beteiligung an der virtuellen Beratung soll weitergeführt werden
2. Der psychologische Fachdienst der Erziehungsberatungsstellen hat sich als zugehende Angebotsform bewährt und sollte auf allen anderen Kinderbetreuungseinrichtungen ausgedehnt werden.
3. Eine breitere, ressourcenorientierte Angebotspalette, insbesondere auch für sozial benachteiligte Familien soll in Kooperation mit den regionalen Anbietern im Sozialraum geschaffen werden.
4. Auf die Ressourcen und auch die Verantwortung der Familien soll gebaut werden, entsprechende Angebote müssen interkulturell abgestimmt angeboten werden und vorhandene Selbsthilfestrukturen einbezogen werden. Diese können als Ressource für die Arbeit mit Familien im Rahmen der Frühen Förderung genutzt werden.

Forum 8

Frühe Hilfen für psychosozial belastete Familien

Durchgeführt von:

Alexandra Sann (DJI), Carla Pertl (Stadtjugendamt München), Ute Mellinger (Referat für Gesundheit und Umwelt), Helene Sinzinger-Brütting (Sozialbürgerhaus Milbertshofen – Am Hart), Christine Trieb-Hummel (Innere Mission München)

Frau Sann (DJI) stellte die Definitionen des Nationalen Zentrums Frühe Hilfen, Köln, vor.

Frühe Förderung richtet sich an bildungsferne, sozial benachteiligte Familien

Ziel ist die Teilhabe an Bildungschancen

Frühförderung richtet sich an behinderte oder von Behinderung bedrohte Kinder

Ziel ist soziale Inklusion und gesellschaftliche Teilhabe.

Frühe Hilfen richten sich an Familien in Risikolagen.

Ziel ist die Prävention von Vernachlässigung und Misshandlung.

Frühkindliche Gesundheitsförderung richtet sich an Kinder mit gesundheitlichem Beratungsbedarf.

Ziel ist gesundes Aufwachsen und die Teilhabe an Gesundheitschancen.

Merkmale von Frühen Hilfen:

- Fokussierung auf Prävention von Vernachlässigung und Misshandlung bei Säuglingen und Kleinkindern, beginnend mit der Schwangerschaft bis zum Ende des dritten Lebensjahres
- Die Früherkennung von familiären Belastungen und Risiken für das Kindeswohl
- Die frühzeitige Unterstützung der Eltern zur Stärkung ihrer Erziehungskompetenz
- Schaffung systematischer und verbindlicher Kooperation von Gesundheitswe-



sen und Kinder- und Jugendhilfe für frühe Hilfezugänge

Zielgruppe Früher Hilfen:

- Kinder vom vorgeburtlichen Alter bis zu ca. 3 Jahren
- Schwangere und junge Mütter / Väter in belastenden Lebenslagen
- Psychische Probleme der Eltern (Sucht, Depression)
- Belastete Biografien der Eltern (eigene Vernachlässigung, Beziehungsabbrüche, negative Bindungserfahrungen)
- Eigene Gewalterfahrung, Partnerschaftsgewalt



8 Forum

- Merkmale des Kindes: Behinderung, schwieriges Temperament
- Frühe Mutterschaft, Alleinerziehende ohne Unterstützungssystem
- Fehlendes Erziehungswissen, unrealistische Erwartungen an das Kind
- Armut, Arbeitslosigkeit und geringe Bildung

Und was ist bei früher Förderung und Frühen Hilfen gleich?

- Eltern entlasten, unterstützen, stärken, befähigen
- Gesunde Entwicklung der Kinder fördern
- Teilhabechancen von Eltern und Kindern verbessern

Einführung und Informationen über das Münchner Modell der Früherkennung und Frühen Hilfen

Das Münchner Modell der Früherkennung und Frühen Hilfen wird seit November 2008 stadtweit in der Praxis umgesetzt. Es basiert auf der engen Zusammenarbeit zwischen dem Referat für Gesundheit und Umwelt und dem Sozialreferat/Stadtjugendamt und beinhaltet geregelte Abläufe in stabilen Strukturen. Ziel ist die gesundheitliche und psychosoziale Unterstützung von Familien mit Kindern in den ersten drei Lebensjahren in belastenden Lebenslagen. Der neue Aspekt des Modells ist die verbindliche Begleitung der Familien über einen begrenzten Zeitraum hinweg im niederschweligen Bereich. Die Frühen Hilfen bewähren sich in der Praxis mit großem Erfolg, bis Ende November 2009

wurden 607 Kinder und ihre Familien unterstützt.

Das Modell besteht aus den drei folgenden Bausteinen:

1. Frühkindliche Gesundheitsförderung – Hausbesuchsdienst der Kinderkrankenschwestern des Referats für Gesundheit und Umwelt

Der Hausbesuchsdienst der Kinderkrankenschwestern des Referats für Gesundheit und Umwelt (RGU) wurde 1974 vom Stadtrat als weitgehend freiwillige Leistung der Landeshauptstadt München beschlossen. Es ist ein Beratungsangebot für alle Familien mit Kindern unter 3 Jahren in München. Zur Zeit (26.11.09) arbeiten 20 Kinderkrankenschwestern im Außendienst, jeweils zuständig für ein bis zwei Stadtteile.

Nach Anmeldung ihres neugeborenen Kindes im Einwohnermeldeamt erhält jede Familie eine Information über das Hausbesuchsangebot. Die Kinderkrankenschwester besucht die Familie, wenn die Eltern um ein Beratungsgespräch bitten, die Familie von einem Kooperationspartner (z.B. Bezirkssozialarbeit, Kinderarzt) an das RGU vermittelt wird, oder sie in einer sogenannten Schwerpunktregion wohnt. In Schwerpunktregionen leben vermehrt Familien mit zu erwartendem erhöhtem gesundheitlichen Beratungsbedarf.

Im Rahmen des Münchner Modells der Frühen Hilfen wurde mit den drei städtischen Entbindungskliniken Harlaching, Neuperlach und Schwabing eine bedarfsgestützte Vermittlung an die Frühkindliche Gesundheitsförderung erarbeitet. Sind die Eltern einverstanden, übermittelt die Klinik aus Datenschutzgründen lediglich die Kontaktdaten der Familie an das RGU. Über die drei städti-

schen Entbindungskliniken hinaus ist diese oder eine ähnliche Form der Vermittlung für weitere Bereiche des Gesundheitswesens geplant, um Familien möglichst frühzeitig Hilfen anbieten zu können.

Die Hausbesuche dienen primär der gesundheitlichen Beratung und Anleitung. Bei ihren Besuchen wurden die Kinderkrankenschwestern schon immer auch mit vielfältigen psychosozialen Problemen in den Familien konfrontiert, konnten bisher aber nur bedingt Unterstützung anbieten. Mit den Frühen Hilfen hat sich nun das Beratungsgespräch um die Klärung des Frühe-Hilfe-Bedarfs der Familie erweitert. Es handelt sich hierbei um eine indikatorengestützte, standardisierte Einschätzung (Risikofaktoren, die zu Vernachlässigung und Misshandlung führen könnten). Bei positiver Indikation informiert die Kinderkrankenschwester die Familie über die Frühen Hilfen und motiviert, dieses Angebot anzunehmen.

Sind die Eltern einverstanden, erfolgt die Vermittlung über die Teilregionsleitung im Sozialbürgerhaus, die den Frühe-Hilfe-Träger in der Region mit der Unterstützung der Familie beauftragt. Auch hier werden nur Kontaktdaten weitergegeben. Die Kinderkrankenschwester kann der Familie auch einen gemeinsamen Hausbesuch mit der Frühe-Hilfe-Fachkraft anbieten.

Sind die Eltern skeptisch gegenüber der Frühe-Hilfe-Vermittlung über die Teilregionsleitung, ist in Ausnahmen auch eine direkte Vermittlung an den Träger der Frühen Hilfen möglich. Nach Vermittlung werden viele Kin-

der sowohl von einer Frühe-Hilfe-Fachkraft als auch von einer Kinderkrankenschwester betreut, da Unterstützungs- und Beratungsbedarf im psychosozialen und im gesundheitlichen Bereich bestehen.

Lehnt eine Familie die Frühen Hilfen ab, bietet die Kinderkrankenschwester noch ein bis zwei weitere Hausbesuche an. Diese Besuche dienen der weiteren Motivation zur Hilfeannahme und auch der aktuellen Einschätzung der Situation des Kindes. Danach bleibt die Kinderkrankenschwester bei gesundheitlichem Beratungs- und Unterstützungsbedarf weiter in der Familie.

2. Monitoring im Sozialbürgerhaus

Die 13 Sozialbürgerhäuser (SBH) sowie die Zentraleinheit Wohnungslosigkeit (ZEW) sind Dreh- und Angelpunkt kommunaler sozialer Dienstleistungen für Bürgerinnen und Bürger in den Münchner Stadtbezirken² sowie im Bereich der Münchner Wohnungslosenhilfe. Dort werden entsprechend der gesetzlichen Grundlagen Hilfen für Familien, Jugendliche und Kinder sowie für Erwachsene ohne Kinder gewährt und vermittelt. In diesem Zusammenhang werden auch soziale Entwicklungen auf der Ebene der Stadtbezirke wahrgenommen und beobachtet, auf die dann stadtweit oder sozialregionsspezifisch mit entsprechenden Maßnahmen reagiert werden kann.

Die Teilregionsleitungen (TRL)³ Frühe Hilfen im Sozialbürgerhaus übermitteln an den Träger der Frühen Hilfen den Unterstützungs-

2) Die 25 Münchner Stadtbezirke sind auf insgesamt 13 Sozialregionen aufgeteilt, für die dann jeweils ein SBH zuständig ist.

3) Teilregionsleitung (TRL) = Führungskraft auf der unteren Führungsebene im SBH > pro SBH gibt es eine TRL Frühe Hilfen



Forum 8

wunsch der jungen Familien und haben den Beginn und das Ende der Hilfe im Blick. So ist es möglich, auf die Auslastung der Träger steuernd einzuwirken und bei Engpässen zusammen mit der Steuerung im Jugendamt nach Lösungen zu suchen. Darüber hinaus gehört es zu den Aufgaben der TRL Frühe Hilfen, den Austausch aller beteiligten Fachkräfte in der Sozialregion zu koordinieren, auffällige Entwicklungen und Probleme zu besprechen bzw. in anonymer Fallberatung zu erörtern.

Familien oder alleinerziehende Frauen mit Neugeborenen und kleinen Kindern haben oft wirtschaftliche Probleme, eine unbefriedigende Wohnsituation und erhöhte psychosoziale Belastungen zu bewältigen. Wenn die Familien oder alleinerziehenden Frauen für sich und ihre kleinen Kinder weitere Hilfen wünschen und benötigen, die von den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in den Sozialbürgerhäusern – insbesondere der Bezirkssozialarbeit – gewährt bzw. vermittelt werden können, stellen wir für die Fachkräfte des Trägers der Frühen Hilfen den Kontakt hierzu her.

Eine weitere Aufgabe besteht darin, Unterstützungsbedarfe der Familien zu erkennen und zu benennen, damit die Angebotspalette hierauf abgestimmt werden kann. Zugleich sollen zukünftig bestehende Angebote für Familien im Stadtteil besser vernetzt werden. Der Aufgabenbogen für die Teilregionsleitungen im Sozialbürgerhaus reicht also von der Mitwirkung bei der Steuerung der Auslastung der Träger, über die Begleitung des individuellen Hilfeverlaufs im Hintergrund, bis hin zur Mitwirkung an der Entwicklung eines Netzwerks, das eine frühe Unterstützung für Familien in benachteiligten sozialen und wirtschaftlichen Lebenssituationen in den einzelnen Sozialregionen ermöglicht.

3. Frühe Hilfen im Sozialbereich bei anerkannten Trägern der Kinder- und Jugendhilfe

Seit 17.11.2008 bieten 14 Schwerpunktträger der Kinder- und Jugendhilfe in den jeweiligen Sozialregionen in München mit ein bis zwei sozialpädagogischen Fachkräften Frühe Hilfen vor Ort an. Sie wurden zur Vorbereitung auf ihr neues Aufgabenfeld im Bereich der Interaktion zwischen Mutter und Kind, Feinfühligkeit und im Bereich der Bindungstheorie fortgebildet und spezifisch qualifiziert. Konzeptionell ist die Arbeit der Frühen Hilfen auf drei Monate angelegt.

Die Fachkräfte Frühe Hilfen unterstützen Kinder bis zu drei Jahren und deren Eltern bei psychosozialen Problemlagen mit durchschnittlich zwei Stunden pro Woche. Die Kontakte werden flexibel auf den Bedarf der Familie abgestimmt. Die Fachkräfte vereinbaren zeitnah, nachdem sie die Einwilligung der Familien erhalten haben, einen ersten Termin für einen Hausbesuch. Bereits beim ersten Treffen werden die Erwartungen mit der Mutter/dem Vater abgesprochen. Die Fachkraft unterstützt die Familie aktiv und beratend.

Die psychosozialen Belastungsfaktoren der Familien sind unterschiedlich, z.B. allein erziehende junge Mütter, fehlende (familiäre) Ressourcen, Familien mit mehreren Kindern, gesundheitliche Belastungen eines Elternteil und/oder des Säuglings/Kleinkindes, Familien mit Migrationshintergrund, psychische Instabilität eines Elternteils, massive wirtschaftliche und materielle Not und/oder Probleme mit Wohnraum und anderes.

Die Praxis der Arbeit in den Frühen Hilfen kann in vier Aufgabenbereiche unterteilt werden, die je nach Problemlagen verschieden gewichtet und eng miteinander verwoben sind:

1. **Förderung der Mutter/Vater-Kind-Interaktion und Feinfühligkeitstraining** zur Förderung der Beziehungs- und Erziehungsfähigkeit der Eltern.
2. **Psychosoziale Beratung und Unterstützung:** die Fachkräfte klären mit der Familie die Belastungsfaktoren ab, motivieren, erarbeiten und leiten erste Lösungsschritte ein.
3. **Finanzielle Unterstützung:** die Stadt München stellt für die Familien den Frühe Hilfe- Fachkräften ein Budget zur Verfügung, das sie zweckgebunden und ohne viel Verwaltungsaufwand einsetzen können.
4. **Vernetzung und Begleitung zu weiteren Angeboten und Hilfen** während und im Anschluss der Frühen Hilfe. Die Fachkräfte bauen Brücken, kooperieren und vermitteln zu bedarfsgerechten Hilfen und Angeboten.

Die Förderung der Mutter/Vater- Kind – Interaktion und das Feinfühligkeitstraining sind das Herzstück der Frühen Hilfen. Die Erfahrung zeigt jedoch, dass die Arbeit mit den Müttern/ den Vätern und Babys/ Kleinkindern in vielen Familien erst dann möglich ist, wenn die psychosozialen Belastungsfaktoren sortiert und neue Perspektiven sichtbar sind.

Wichtigste Aufgabe der Fachkräfte ist es, die Selbstwirksamkeit in Familien zu fördern sowie Hilfe- und Unterstützungsangebote den Familien als positive Erfahrung nahe zu bringen. Nach einem Jahr Praxis zeigt sich, dass Frühe Hilfen in ihrer freiwilligen und zugehend unterstützenden Arbeitsform von den Familien gerne angenommen werden. Frühe Hilfe ist ein Knotenpunkt im Angebotsnetz, das Kinder und deren Familien auffan-

gen kann, und dabei eine Lobby für Babys und Kleinkinder bildet.

Das Netz für Familien und Kleinkinder sowie deren Belange wird weiter geknüpft, nicht zu Letzt um die Nachhaltigkeit der Frühen Hilfen zu sichern.

Ergebnisse des Forums 8 anhand von drei Leitfragen

1. Was ist für eine verbindliche Prozessqualität erforderlich, damit das Kind im Blickfeld der Unterstützung bleibt?

Eingebrachte Aussagen der TeilnehmerInnen:

1. Frühe Hilfen erreichen Multiproblemfamilien frühzeitig bezogen auf das Alter des Kindes und die Unterstützungsmöglichkeiten.
2. Frühe-Hilfe-Fachkräfte müssen sich mit unterschiedlichen Erfahrungen der Familien bezogen auf Helferinnen / Helfer und Hilfsangebote auseinandersetzen.
3. In der Regel gelingt es den Frühe-Hilfe-Fachkräften über ihre eigenen Unterstützungsmöglichkeiten hinaus, aus dem breiten Hilfsangebot in der Region die passenden Hilfen zu vermitteln.

Hierbei kristallisieren sich drei Kategorien des Unterstützungsbedarfes heraus:

- Familien, die eine kurzzeitige Unterstützung benötigen
- Familien mit akutem Unterstützungsbedarf, die häufig auch langfristig Hilfen benötigen



8 Forum

- Familien, in denen die Belastungen zur Gefährdung des Kindes führen, was die Einschaltung der Bezirkssozialarbeit erfordert

Die Zusammenarbeit mit den Eltern gestaltet sich leichter, wenn mit ihnen Vereinbarungen über Ziele und Arbeitsschritte festgelegt werden.

Besonders bei der Vermittlung in Anschluss-hilfen sind Vereinbarungen mit den Eltern über eventuelle Rückmeldungen erforderlich, um unter Wahrung des Datenschutzes die erfolgreiche Anbindung sicherzustellen. In diesem Zusammenhang sind Schweigepflicht-entbindungen sinnvoll.

Dennoch bleibt eine große Skepsis, ob es gelingt, Kinder in Anschluss-hilfen zu vermitteln, ohne sie aus den Augen zu verlieren.

Im Folgenden die Vorschläge aus der Arbeitsgruppe:

- Die Frühe-Hilfe-Fachkraft bleibt für die Dauer der Anschluss-hilfe mit den Helferinnen / Helfern und der Familie im Kontakt.
- Die Frühe-Hilfe-Fachkraft bleibt auch während der Anschluss-hilfe Ansprechpartnerin für die Familie.
- Die Frühe-Hilfe-Fachkraft nimmt nach jeweils 6 Monaten Kontakt zur Familie auf und klärt eventuellen neuen Unterstützungsbedarf.
- Das zeitliche Limit für die Tätigkeit der Frühe-Hilfe-Fachkraft in der Familie sollte aufgehoben bzw. nicht so strikt begrenzt werden.

- Etliche Angebote der Frühen Förderung sind niederschwellig und präventiv, manche Angebote aber fachlich nicht immer ausreichend für psychosozial hoch belastete Familien (z.B Angebote mit Ehrenamtlichen)

2. Wie können gelingende Übergänge von den Frühen Hilfen zur Frühen Förderung gestaltet werden?

In Form eines Brainstormings und einer Diskussion hat die Gruppe Anregungen, Bedenken, Ideen und Anforderungen benannt, die im Folgenden zusammengefasst sind. Es bedarf transparenter Zugänge zu weiteren Angeboten und Hilfen während und nach der Frühen Hilfe.

■ *Übergangmanagement, Vermittlungszeit, Nachsorgezeit*

Es zeigt sich, dass die Familien der Fachkraft Frühe Hilfen vertrauen. Das ist eine sichere Basis, die Familien für und in weitere Angebote zu motivieren und zu begleiten.

- Brückenarbeit: Sinnvoll sind zeitlich flexible Ressourcen über drei Monate hinaus und die konzeptionelle Fortschreibung Frühen Hilfen.
- Nachsorgearbeit: Um Nachhaltigkeit zu sichern, sollten die Frühe Hilfe-Fachkräfte nach 3, nach 6 und nach 9 Monaten nochmals die Familie kontaktieren (wenn die Familien das wollen), um die Stimmigkeit und Passgenauigkeit der Anschluss-hilfen zu überprüfen. Die Fachkraft kann nachfragen, ob die Vermittlung dorthin für die Familie machbar war bzw. ist, und ob weiterer Hilfebedarf besteht. Die Nachsorge muss eigens verwaltet und dokumentiert werden. Dafür braucht es zeitliche

Ressourcen und Kapazitäten. Frühe Hilfe hat in der Nachsorgearbeit keine Fallverantwortung im engeren Sinne.

■ **Pool der Angebote: Darstellung, Passgenauigkeit, Differenzierung, Entwicklung**

- Die regionalen und auch überregionalen Angebote der Frühen Förderung müssen gut beschrieben sein und auf die unterschiedlichen Problemlagen bezogen dargestellt werden, damit die Fachkraft die passgenaue Anschlusshilfe zielsicher benennen und die Familie dahingehend motivieren kann.
- Es braucht einen Pool (z.B. Internetpool) in der Region, der die Angebote auf dem aktuellen Stand führt und der kontinuierlich gepflegt wird.
- Ein jährlicher Fachvormittag für die Fachbasis in der Region mit dem Ziel der Kooperation, und der Differenzierung und Abstimmung der Angebote und Hilfen. Die regionalen und überregionalen Angebote aus der Frühen Förderung, der Frühförderung und andere, nicht bekannte oder neue Angebote für die Zielgruppe Familien und Kinder unter 3 Jahren werden dort von den Anbietern vorgestellt. Die Angebote und Anbieter/innen sowie die Fachkräfte können sich kennen lernen und austauschen.
- Regelmäßige Gremienarbeit: „Frühe Hilfen – Frühe Förderung“ mit dem Ziel der Sensibilisierung und Weiterentwicklung: Es ist notwendig die bestehenden Angebote bzw. Anbieter/-innen, (z.B. Mutter-Kind Gruppen) für die Zielgruppe der psychosozial belasteten Familien zu sensibilisieren, um ggf. spezielle Angebote und Inhalte für diese weiterzuentwickeln. Dazu sollen die Erfahrungen der Frühen-Hilfe-Fachkräf-

te genutzt werden, die Angebote den Unterschiedlichkeiten der Familien anzupassen und nicht umgekehrt.

- Pool von Dolmetscherinnen und weiteren spezifischen Angeboten, die auch nach der Frühen Hilfe von den Familien in Anspruch genommen und weiterhin finanziert werden.

■ **Coaching und Fachkompetenz**

„Viele Köche verderben den Brei“, um dem vorzugreifen braucht es:

- Koordination der Hilfen und Angebote: der Einsatz von Ehrenamtlichen, Haushaltshilfen, Dolmetscher/-innen und anderen Personen, die parallel zur Frühen Hilfe in der Familie arbeiten bzw. über die Frühe-Hilfe-Fachkraft in die Familie vermittelt wurden, erfordert Kooperation und Koordination. Dies benötigt zeitliche Ressourcen und einen Rahmen, um klare Absprachen zu formulieren und die Hilfestrukturen für die Familie transparent zu beschreiben – die Einwilligung der Familie vorausgesetzt.
- fachliche Einbindung in Form von Fachtagen oder kleineren Fortbildungen für Ehrenamtliche und Dolmetscher/-innen, um sie für die Grenzen und Anforderungen von psychosozial belasteten Familien zu sensibilisieren und das Bewusstsein für Multiproblemlagen zu schärfen.
- Kooperation ohne Erwartungsdruck: regelmäßige Information über die Aufgaben und Grenzen der Frühen Hilfe. Damit wird überzogenen Ansprüchen und Erwartungen, die die Fachkräfte unter Druck setzen, vorgebeugt. Kooperative Bezüge können sich entwickeln.



Forum 8

■ Informationsweitergabe- Fortentwicklung

Bürokratische Hürden für die Familien sollen abgebaut werden, z.B. durch direkten Zugang zum Wohnungsamt und schnelle Vermittlung zu bedarfsgerechten Wohnungen für Familien.

- bedarfsgerechter Aufbau und Weiterentwicklung des regionalen Netzes Frühe Kindheit
- Ausbau der bestehenden Hilfen wie Bezirkssozialarbeit, Fachkräfte Frühe Hilfen, Koordinatorinnen Früher Förderung in der Sozialregion und Angebote für Familien zur Vermeidung von Kapazitätsengpässen.

Bei allen Ideen und fachlichen Forderungen haben sich folgende Prämissen bei der Diskussion durchgezogen:

- Vernetzung und Kooperation braucht Vertrauen
- Vernetzungsarbeit ist Beziehungsarbeit
- Vernetzung kostet Zeit
- Ein sicheres Netz fördert die Selbstwirksamkeit der Familien
- Ein Netzwerk fängt auf ohne einzuziehen.

3. Welche Netzwerke sind bereits vorhanden und können genutzt werden? Welche Netzwerke muss man schaffen?

Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer haben mit exemplarischen Beispielen aus dem 11. Stadtbezirk Milbertshofen/Am Hart Fäden für eine weitere Netzwerkentwicklung gesponnen.

Welche Netzwerke sind vorhanden und können genutzt werden?

Es gibt unterschiedliche Netzwerkstrukturen, die das Thema der frühen Hilfen und der frühen Förderung häufig als Schnittstellen bearbeiten.

Für den sozialen Bereich sind z. B. im 11. Stadtbezirk aktiv tätig:

- REGSAM mit seinen verschiedenen Arbeitskreisen
- der Verein Stadtteilarbeit in Milbertshofen, als Träger vieler Einrichtungen der Kinder- und Jugendarbeit
- die Bezirkssozialarbeit, die häufig in den Arbeitskreisen vertreten ist,
- ein Sozialraumteam am Hart, das Problemlagen von Familien, Kindern und Jugendlichen sehr kleinräumig aufgreift,
- ein Arbeitskreis Familien, der seit Sommer 2009 fokussiert Angebote für Familien mit kleinen Kindern beschreibt, und diese als Entwicklungsperspektive sieht.

Für den Gesundheitsbereich arbeiten Kinderkrankenschwestern und Ärztinnen und Ärzte eng zusammen. Kontakte zwischen Klinikpersonal und Hebammen orientieren sich individuell am jeweiligen Einzelfall.

Alle genannten Arbeitskreise, Vernetzungen und Dienste stehen beispielhaft für eine Angebotsvielfalt, die sich in unterschiedlicher Struktur vernetzt und die letztlich von einer freiwilligen Angebotsorientierung bis hin zu eingriffsorientierten Aufgaben reicht. Diese zahlreichen Hilfesysteme stehen trotzdem in gewissem Maß unverbunden neben einander. Dabei kommt es immer wieder zu Informations- und Reibungsverlusten.

Wir finden je nach Münchner Stadtbezirk diese Vielfalt vor und arbeiten mit der Anforderung, eine gute Nachsorge und Nachhaltigkeit für Familien im Rahmen der Frühen Hilfen zu entwickeln.

Folgende Fragen leiten die Beteiligten:

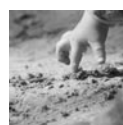
- Welche Akteure sind für dieses Netzwerk wichtig? Wo können Interessenkonflikte auftreten?
- Woran erkennen wir ein gelungenes Netzwerk?

1. Welche Netzwerke muss man schaffen? – Akteursvernetzung

In einem verlässlichen Netzwerk sollen alle Akteure zusammengeführt werden, die im bisherigen Unterstützungssystem vorhanden sind. Im Austausch und in der guten Koordination aller Einrichtungen, Dienste und auch Personen, die zu einem solchen Aufbau beitragen, liegt der „Mehrwert“ dieses Netzes. Eine verbindliche Struktur wird von allen Teilnehmern des Workshops befürwortet, um gelingende Übergänge der einzelnen Unterstützungsangebote für Familien zu schaffen. Für den 11. Stadtbezirk ist dieser Anfang mit dem Arbeitskreis „Familienbildung/ Erwachsenenbildung im 11. Stadtbezirk“ geschaffen. Dort haben wichtige Akteure aus dem Sozial- und Gesundheitsbereich angefangen sich zu vernetzen. Es werden unter anderem Anschlusshilfen für die Familien, in denen die Frühe Hilfen Fachkräfte tätig sind, beraten.

2. Angebotsvernetzung nach regionalem Bedarf

Die Teilnehmerinnen sind sich einig, dass alle Akteure aus Gesundheitsbereich (z.B. Kinderkrankenschwestern, Ärzte, Hebammen und örtliche Kliniken) und dem sozialen Bereich (Familienbildungsstätten, Familienpflege, Einrichtungen mit Angeboten für Familien mit Kindern etc.), eine verbindlichere Zusammenarbeit entwickeln sollten. In Wahrung des eigenen Aufgaben- und Auftragsbereiches geht es darum, Bedarfe für Familien zu erkennen und zu entwickeln, deren soziale und ökonomische Lebensverhältnisse auf hohe Benachteiligung und Belastungsfaktoren hinweisen. So brauchen Regionen mit hohem Anteil an Familien mit Migrationshintergrund z.B. mehr muttersprachliche Dienstleistungsangebote, wie z.B. muttersprachliche Familienpflegerinnen oder auch Kinderkrankenschwestern. Die angebotenen Leistungen der einzelnen Träger sollten wie oben erwähnt in einem Pool verwaltet werden. So kann je nach individuellen, familiären Anforderungen unterstützt werden.



Abschlussreferat

Verwirklichungschancen von Anfang an: Frühe Förderung als Beitrag zur Befähigungsgerechtigkeit

Herr Prof. Dr. Heiner Keupp

Ludwig- Maximilians-Universität München, Vorsitzender der Sachverständigenkommission für den 13. Kinder- und Jugendbericht



Im Titel meines Vortrags tauchen drei Begriffe auf, die einen zentralen Stellenwert im 13. Kinder- und Jugendbericht (Deutscher Bundestag 2009) einnehmen: „Verwirklichungschancen“, „Frühe Förderung“ und „Befähigungsgerechtigkeit“. Da ich in diesem Rahmen nicht noch einmal den ganzen Bericht vorstellen will, beziehe ich mich einleitend auf einige der 12 Leitlinien, in denen wir diese Konzepte, als Teil unserer Basisphilosophie, programmatisch zusammengefasst haben.

Erste Leitlinie: Stärkung der Lebenssouveränität

„Gesundheitsbezogene Prävention und Gesundheitsförderung von Kindern und Jugendlichen zielen auf eine Stärkung der Lebenssouveränität von Heranwachsenden durch die Verminderung bzw. den gekonnten Umgang mit Risiken und eine Förderung von Verwirklichungschancen, Entwicklungs- und Widerstandsressourcen“ (Deutscher Bundestag 2009, S. 250).

Aktivitäten zur Verbesserung der gesundheitlichen Situation können in zwei grundsätzlichen Pfaden entfaltet werden, die aber nicht in Konkurrenz zueinander stehen, sondern beide notwendig sind. Der eine geht von bekannten Risiken aus und versucht sie zu reduzieren bzw. einen achtsamen Umgang mit diesen Risiken bei gefährdeten Bevölkerungsgruppen zu fördern, das ist der pathogenetische Pfad, der wirksamen Präventionsstrategien zugrunde liegt (Beispiele: Wenn wir wissen, dass die Adipositas bei Kindern zu einem erhöhten Diabetesrisiko im Erwachsenenalter führt, dann liefert dieses Wissen einen klaren Hinweis für Präventionsaktivitäten; das gilt auch für die übermäßige Verschreibung von psychotropen Medikamenten bei Kindern, die die Drogen-

abhängigkeit im Erwachsenenalter erhöht). Der zweite Pfad folgt dem Modell der Salutogenese und fragt nach den positiven Entwicklungs- und Widerstandsressourcen, die für ein gesundes und selbstbestimmtes Leben erforderlich sind. Hier knüpft auch das Capability-Konzept an. In Deutschland wird von den „Verwirklichungschancen“ gesprochen, ein Ansatz, der nicht nur eine hervorragende Grundlage für ein transdisziplinäres Verständnis von gelingendem Leben und Gesundheit darstellt, sondern auch für eine intersektorale Politik. Auch die Armuts- und Reichtumsberichterstattung der Bundesregierung baut auf diesem Konzept auf. Wie aber sieht es mit den durchschnittlich vorhandenen Verwirklichungschancen Heranwachsender in Deutschland aus?

**Vierte Leitlinie:
Förderung positiver Entwicklungsbedingungen**

„Kinder und Jugendliche wachsen in ihrer großen Mehrheit gesund, selbstbewusst und kompetent auf. Sie dürfen nicht unter einer generalisierten Risikoperspektive gesehen werden; notwendig sind vielmehr der Blick auf die positiven Entwicklungsbedingungen der nachwachsenden Generationen und Antworten auf die Frage, wie solche Bedingungen für alle Kinder und Jugendlichen gefördert werden können bzw. welcher unterstützender Strukturen und gesellschaftlicher Investitionen es bedarf. Im Wissen, dass sich ein gesundes Leben und Aufwachsen nicht einfach „naturwüchsig“ entwickelt, ist es ratsam, dass im Sinne von „good governance“ die schon geleisteten gesellschaftlichen Anstrengungen verdeutlicht und bestehende Errungenschaften gepflegt und ggf. ausgebaut werden“ (Deutscher Bundestag 2009, S. 250). Der 13. Kinder- und Jugendbericht und auch das in diesem Jahr vorgelegte Gutachten des

Sachverständigenrates zur Begutachtung der Entwicklungen im Gesundheitswesen zeigen auf der Grundlage gesicherter empirischer Befunde, dass die gesundheitliche Lage von etwa 80% der Heranwachsenden kein Anlass für eine allgemeine Katastrophendiagnose liefert. Das muss angesichts der öffentlichen „Lufthoheit“ von Notstandsverkündern wie dem Kinderpsychiater Michael Winterhoff (2008) deutlich betont werden. Für ihn sind die meisten Kinder in Deutschland gestört, in ihren körperlichen Fähigkeiten, ihrer sprachlichen Entwicklung, ihrem Sozialverhalten. Sie bewegten sich kaum noch, ihr schulisches Leistungsniveau sinke. Als Verursacher der Defekte macht Winterhoff Lehrer, Erzieher, aber vor allem die Eltern aus. Weil sie Konflikte scheuten und keine Grenzen mehr setzten, verhinderten sie, dass die Kinder altersgerecht heranreiften. Bei 70 Prozent entdeckt der Autor gar pathologische Züge. Wenn diese Kinder – Winterhoff nennt sie „Monster“ – erwachsen würden, bedrohten sie »die Existenz unserer friedlich zusammenlebenden Gesellschaft«. Es reicht aber nicht, diese Fehldeutungen zu dekonstruieren, sondern es bedarf einerseits einer gezielten Weiterentwicklung einer gesellschaftlichen Infrastruktur, in der Kinder die Chance haben, die Kompetenzen zu erwerben, die für eine selbstbestimmte souveräne Lebensführung in einer Gesellschaft dynamischer Veränderungen erforderlich sind. Andererseits ist danach zu fragen, wie die Lebenssituation derjenigen Kinder, Jugendlichen und ihren Familien gesundheitsförderlich zu beeinflussen ist, deren Gesundheitsstatus deutlich gefährdet ist.

Eine Gerechtigkeitsperspektive erfordert spezielle Aufmerksamkeit und Handlungsbereitschaft, um der Tatsache Rechnung zu tragen, „dass ein Fünftel eines jeden Geburtsjahrgangs – das sind 140.000 Kinder pro Jahr –



mit erheblichen, vor allem psychosozialen Belastungen und gravierenden Defiziten an materiellen und sozialen Ressourcen aufwächst“ (Sachverständigenrat (SVR) 2009, S. 37). In Übereinstimmung mit der Positionierung der WHO, dem Weißbuch zur psychischen Gesundheit der EU, und der von Richard Wilkinson und Michael Marmot im Auftrag der WHO zusammengestellten „solid facts“ wird in dieser Formulierung des Gutachtens ein seit Jahren immer wieder benanntes Phänomen, ein „nahezu monotoner Befund“ (SVR, S. 139), die zentrale Herausforderung der Gesundheitsversorgung, benannt. Auch der 13. Kinder- und Jugendbericht sieht hier die erste Priorität und hat sie, auch durch die Formulierung mehrerer seiner Leitlinien, in ihrer Komplexität zu umreißen versucht:

**Fünfte Leitlinie:
Befähigungsgerechtigkeit**

„Es gibt gesellschaftliche Segmente, in denen ein gesundes Aufwachsen bedroht ist, weil in ihnen die erforderlichen Entwicklungs- und Widerstandsressourcen nicht vorhanden sind bzw. an Heranwachsende weitergegeben werden können. Hier ist vor allem die wachsende Armut zu nennen, die in überproportionaler Weise Kinder und Jugendliche betrifft. Die Orientierung am Ziel der Befähigungsgerechtigkeit verpflichtet zu Fördermaßnahmen, die allen Heranwachsenden die Chance zum Erwerb der Entwicklungsressourcen geben, die zu einer selbstbestimmten Lebenspraxis erforderlich sind. Dabei gilt es, aktiv an den vorhandenen Ressourcen gerade sozial benachteiligter Heranwachsender anzuknüpfen, statt diese implizit und explizit zu entwerten“ (Deutscher Bundestag 2009, S. 250).

**Sechste Leitlinie:
Bildungsgerechtigkeit**

„Alle verfügbaren Daten belegen einen engen Zusammenhang nicht nur zwischen Einkommensarmut, sondern auch zwischen dem Bildungsgrad von Eltern und ihren Kindern und dem Grad an objektiver und subjektiver Gesundheit. Es gilt daher, allen Kindern und Jugendlichen möglichst früh formelle und informelle Bildungsmöglichkeiten zu eröffnen, um damit sozialer Ungleichheit entgegenzuwirken und gesundheitliche Ressourcen zu stärken“ (Deutscher Bundestag 2009, S. 250).

Aber die Gerechtigkeitsperspektive berührt nicht nur die politische Prioritätensetzung, sondern ist auch durch eine Rechtsposition gefordert:

**Siebte Leitlinie:
Inklusion**

„Im Sinne der UN-Kinderrechtskonvention § 24 haben alle Kinder, unabhängig von ihrem Rechtsstatus, ein Recht „auf das erreichbare Höchstmaß an Gesundheit sowie auf Inanspruchnahme von Einrichtungen zur Behandlung von Krankheiten und zur Wiederherstellung der Gesundheit.“ Insofern sind alle Maßnahmen an einer Inklusionsperspektive auszurichten, die keine Aussonderung akzeptiert. Inklusionsnotwendigkeiten bestehen vor allem für Kinder, die in Armut aufwachsen, für Heranwachsende mit Migrationshintergrund und das Aufwachsen mit behinderungsbedingten Handlungseinschränkungen. Sprach-, Status- und Segregationsbarrieren sind abzubauen und die Lebenslagen von Kindern und Jugendlichen mit Behinderung sind in allen Planungs- und Entscheidungsprozessen zu berücksichtigen (disability mainstreaming)“ (Deutscher Bundestag 2009, S. 250).

Bedeutsam für eine Förderperspektive ist, dass die gesundheitlichen Risiken und Kompetenzen in einer Lebensverlaufsperspektive analysiert werden und phasenspezifische gesundheitsrelevante Entwicklungsthemen benannt werden. Darauf bezieht sich auch eine weitere Leitlinie:

**Neunte Leitlinie:
Lebensverlaufsperspektive**

„Gesundheitsförderung, die sich an einer Lebensverlaufsperspektive ausrichtet, wird der Förderung altersspezifischer Entwicklungsressourcen in den frühen Lebensphasen besondere Priorität einräumen, um möglichst gute Bedingungen für die weitere Entwicklung zu schaffen. Sie darf trotzdem die späteren Lebensphasen nicht vernachlässigen. Gerade das Schul- und Jugendalter zeigt einen besonderen Förder- und Unterstützungsbedarf im Sinne der Erhöhung von Verwirklichungschancen, um die anstehenden gesundheitsrelevanten Entwicklungsthemen für sich selbst und bezogen auf die gesellschaftlichen Anforderungen befriedigend bewältigen zu können“ (Deutscher Bundestag 2009, S. 251).

Auf Grund spektakulärer Fälle von Kindesvernachlässigung mit Todesfolgen hat Deutschland eine hohe politische Aufmerksamkeit für das Thema Kinderschutz entwickelt. Der öffentliche Eindruck, dass wir eine zunehmende Zahl von Fällen des Missbrauchs und der Vernachlässigung von Kindern hätten, ist empirisch nicht gesichert. Gleichwohl könnte die gewachsene Aufmerksamkeit für die Bedeutung der frühen Kindheit und der in ihr liegenden Risiken und Gefährdungsschwellen, die sich auch in der Gründung des „Nationalen Zentrums für Frühe Hilfen“ manifestiert, zu einer Stärkung der Angebote zur

frühen Förderung beitragen. Gleichzeitig ist es aber auch zu einer Überbetonung des Kinderschutzauftrages gekommen, die dem systematischen Ausbau der frühen Förderung und angemessener Hilfesysteme die Aufmerksamkeit entziehen könnte. Hier ist dringend eine Gesamtstrategie erforderlich, die Frühe Förderung als umfassendes Unterstützungsangebot für Eltern von der Schwangerschaft über die Geburt bis zu den ersten Lebensmonaten/-jahren organisiert. Familienhebammen sind hier ein mögliches Angebot, allerdings haben sie in aller Regel keine umfassende Qualifizierung in psychosozialer Diagnostik. Am besten geeignet scheinen Early-excellence-Projekte, Kinder-Tages-Zentren (KITZ), „Haus für Familien“, Mütter- und Familienzentren und Mehr-Generationen-Häuser, die sozialraumbezogen ausgerichtet sind und ein komplexes Angebot machen können. Frühe Hilfen dürfen nicht schwerpunktmäßig unter einer Kontrollperspektive wahrgenommen werden, sondern als abrufbare Assistenz und als Orte, an denen sich Familien treffen und austauschen und damit auch selbst organisieren können.

Nachdem jetzt die Schlüsselbegriffe meines Vortrages geklärt sind, will ich meine Perspektive noch weiter entfalten. Dabei geht es mir zunächst noch einmal um die Klärung einer minimalen begrifflichen Differenz, die aber von erheblicher politischer Brisanz ist.

**Frühe Förderung:
Unterschiedliche Zugänge**

Ich will Ihnen einen kurzen Einblick in unsere Kommissionsarbeit geben. Wir waren schon relativ weit in unseren Aktivitäten und es ging um die Vorbereitung der zentralen Empfehlungen. Bei der Frage, wie für uns die Überschrift zu Maßnahmen der Gesundheitsförderung in



der Phase von 0 bis 3 Jahren lauten sollte, haben wir uns für die denkbar weiteste Form entschieden und den Begriff „Frühe Förderung“ gewählt. Der Protest von der anwesenden Repräsentantin des BMFFSJ kam sofort und war sehr heftig, denn die Bundesregierung hat sich mit der Gründung des Nationalen Zentrums für Frühe Hilfen, der Verschärfung von § 8a im SGB VIII und dem geplanten Kinderschutzgesetz festgelegt: Frühe Hilfen und Kinderschutz sollten die absolute Priorität erhalten. Nun ist eine solche Kommission autonom und keiner ministeriellen Weisung unterworfen. Deshalb hat der Bericht sich eindeutig für eine Förderperspektive entschieden, ohne sich deshalb von der Notwendigkeit des Kinderschutzes zu verabschieden.

In den letzten Jahren hat sich in der Öffentlichkeit erkennbar ein Wandel vollzogen: Es wird über unsere Kinder und über neue Formen der Kinderbetreuung gesprochen. Bislang hatte man den Eindruck, dass weder die geringe Geburtenrate in Deutschland noch die Lebenssituation der vorhandenen Kinder ein Thema mit politischer Priorität wären. Der ehemalige Kanzler Gerhard Schröder hatte vor den Adoptionen, zu der sich seine Frau und er entschlossen hatten, dafür den Begriff „Gedöns“ verwendet. Die heißen ideologischen Debatten um den Wert der Familie haben einer gezielten Förderung von Kindern und ihren Familien nicht gerade geholfen. Vielleicht funktioniert unsere Gesellschaft nicht anders: Da müssen erst dramatische Dinge passieren wie mit dem kleinen Kevin in Bremen – und München hat ja durchaus auch einiges zu bieten – und in den Medien ausagiert werden, dass dann auch politischer Handlungsdruck entsteht. Auf einmal in das „Kindeswohl“ in aller Munde. In meiner Einschätzung gibt es drei prinzipiell unterschiedliche Zugänge, die durchaus ein paar Überschneidungen haben können:

1. Kindeswohl als staatliche Kontrollaufgabe
2. Kindeswohl durch Risikoprävention und
3. Gesundheitsförderung als Ressourcenförderung

Zu 1: Kindeswohl als staatliche Kontrollaufgabe

Jedes Kind, das misshandelt und vernachlässigt wurde oder gar zu Tode kommt, berührt uns und zwangsläufig entstehen Fragen, ob eine solche Entwicklung hätte verhindert werden können. Hätte man nicht eingreifen müssen und ist es nicht letztlich Aufgabe eines modernen Rechts- und Sozialstaates, die Würde und Unversehrtheit menschlichen Lebens zu sichern. Gegenwärtig konzentriert sich der öffentliche, politische und ein Teil des fachlichen Diskurses auf die Optimierung der staatlichen Eingriffsmöglichkeiten. Zwei Treffen der Bundeskanzlerin mit den Ministerpräsidenten haben stattgefunden (am 17.12.2007 und am 12.06.2008). Am 13. Juni 2008 hat dann Frau Merkel vor der Presse erklärt: „Durch Verschärfung des § 8a im SGB VIII werden auch Schritte zur Konkretisierung der Pflichten des Jugendamtes eingeleitet. Hier sind auch sehr viele Gespräche geführt worden, damit besser sichergestellt wird, dass das Jugendamt das Kind und die Eltern sowie die persönliche Umgebung des Kindes besser in Augenschein nehmen kann.“ Was dieser Beschluss im Einzelnen bedeutet, wird erst der entsprechenden Gesetznovellierung zu entnehmen sein. Die Diskurse laufen weiter: Von Pflichtuntersuchungen mit Sanktionsdrohungen, wenn sie nicht wahrgenommen werden, über Frühwarnsysteme bis hin zu effektiveren Kooperationsformen der Jugendhilfe wird ein breites Maßnahmenbündel diskutiert. Es werden Pläne entwickelt, die kommunalen Ressourcen für Jugendhilfemaßnahmen schwerpunktmäßig zur Optimierung des Kontrollsystems zu nutzen und dafür an anderer Stelle Investitionen

zu reduzieren. Diese Schwerpunktsetzung passt zu einem Umbau staatlichen Handelns, das sich immer mehr von Sicherheitsprinzipien leiten lässt und von einer Weltsicht bestimmt ist, die überall Bedrohungen sieht.

Zu 2: Kindeswohl durch Risikoprävention

Neben dieser Perspektive der eher repressiven Kontrolle von Familien, die man als Entstehungsherd für Devianz ansieht, gibt es Programme, die aus der Kenntnis spezifischer Entwicklungsrisiken vor allem in der frühen Kindheit gezielte Präventionsstrategien einsetzen. Da gibt es „Opstapje – Schritt für Schritt“ zur Verbesserung der Erziehungskompetenz oder „HIPPI“, ein Programm zur Sprachförderung. Das Projekt MAJA qualifiziert Hebammen für familienpädagogische Aufgaben. Und es gibt das Modellprojekt „Guter Start ins Kinderleben“. In einer Presseerklärung zu diesem Bundesprojekt wird als Ziel genannt: „Kinder retten, bevor es zu spät ist. Deshalb sollen Familien von der Geburt des Babys an besser betreut werden. Damit es erst gar nicht zu Misshandlungen kommt – und Kevin aus Bremen ein Einzelfall bleibt“. Am konsequentesten ist der Ansatz der Stadt Dormagen. Da wird jedes neu geborene Kind zum Anlass für einen Besuch einer Sozialarbeiterin. Es geht um ein niedrigschwelliges Angebot, das möglichst nah an der Lebenswelt der Familien angesiedelt ist.

Zu 3: Gesundheitsförderung als Ressourcenförderung

Aber es gibt Alternativen, die ins Zentrum die Ressourcenförderung von Kindern und Familien im Sinne der Salutogenese rücken und die danach fragen, welche Rechte von Kindern auf Gesundheit, Bildung, materielle Grundsicherung, soziale Einbindung und ökologisch notwendige Lebensbedingungen gesichert werden müssen. Die UNO-Kinderrechte müssen verbindlich und nicht nur als

Absichtserklärung ernst genommen werden. Bildungsarmut und mangelnde Gesundheit sind in hohem Maße an prekäre Lebensbedingungen geknüpft, die sich unter den Voraussetzungen einer neoliberal geprägten Politik ständig verschärfen. Wir brauchen stattdessen eine Förderung von Kindern und ihren Familien im Sinne materieller Grundsicherung für alle Kinder und einer umfassenden frühen psychosozialen Förderung entsprechend den Empowermentprinzipien und den sich bewährenden Strategien von Kindertageszentren oder Early-Excellence-Projekten und den Mehr-Generationenhäusern, die neben der gezielten Förderung kindlicher Ressourcen auch zivilgesellschaftlichen Prozesse in den Stadtvierteln und Regionen entwickeln, die in einer individualisierten Gesellschaft nicht mehr problemlos gegeben sind.

Gegen eine Reduktion Früher Hilfen auf Kontrolle

Der gegenwärtig dominierende Diskurs zu frühen Hilfen und die Praxis früher Hilfen werfen mindestens so viele Probleme auf wie sie zu lösen vorgeben. Wir können gegenwärtig beobachten, dass durchaus legitime Überlegungen und Strategien zur Optimierung des Kinderschutzes, die sich von den Horrorbildern extremer Formen von Kindesvernachlässigung mit Todesfolgen leiten lassen, das Aufgabenfeld früher Hilfen perspektivisch gefährlich einengen. Die Konzepte bekommen eine defensive Logik: Es soll etwas verhindert werden und es sollen alle Möglichkeiten gebündelt werden, dies zu erreichen. Die Abwehr von Terroranschlägen ist dafür ein Beispiel. Kein Mensch würde widersprechen, dass nach den Erfahrungen des 11. September 2001 und späterer Anschläge alle Maßnahmen zu prüfen waren, die zu einer Verringerung der Gefahren ge-



eignet sind. Entstanden ist aber teilweise ein sicherheitspolitischer Tunnelblick mit einer unvorstellbaren Steigerungslogik. Heute werden Vorgehensweisen zur Debatte gestellt und zunehmend auch umgesetzt, die immer mehr Privatheits- und Freiheitsrechte auf dem Altar der Sicherheit opfern. Die Option Sicherheit wird aus einem tiefliegenden Angstpotential gespeist. Die gesellschaftlichen Strukturveränderungen, deren Folgen Ulrich Beck frühzeitig als „Risikogesellschaft“ beschrieben hat, haben uns Orientierungsverluste, Deregulierungen und viele Zukunftsängste beschert, die offensichtlich nicht nur vorübergehend aufkommen, bis wir wieder stabile gesellschaftliche Verhältnisse geschaffen haben, sie scheinen eher zu einem Dauerzustand zu werden. Fast zwei Drittel der Bundesbürger hat das Gefühl, die gesellschaftlichen Entwicklungen nicht mehr zu begreifen oder sie gar beeinflussen zu können. Auf dem Hintergrund wird aus der Risikogesellschaft eine „Sicherheitsgesellschaft“ (so Tobias Singelstein und Peer Stolle (2008), die von einem neuen Typus sozialer Kontrolle bestimmt ist. Sie vertraut immer weniger sozialintegrativen Wohlfahrtsstrategien und legt ein Netz ständig erweiterten Überwachungs- oder Monitoringtechnologien über unsere Gesellschaft. Jetzt sind es nicht nur Bundes- und Staatsbürger, die uns drohen, sondern wirklich auch seit Freitag miniaturisierte Monitore.

Abhören und Kontrolle der elektronischen Informationskanäle reicht nicht. In einer Welt der Bilder wollen Sicherheitskräfte auch über laufende Bilder verfügen und so kommt es wohl zu einem Sicherheitsvoyeurismus. Sie werden sich fragen, ob ich noch beim Thema bin. Ich denke schon, denn auch in den Diskursen zu den frühen Hilfen zeigt sich die Logik der Sicherheitsgesellschaft, die den Blick auf das gesamte Feld notwendiger Ansatzpunkte für frühe Hilfen verstellen kann und

deren fragwürdige Konsequenzen kaum thematisiert. Einige von ihnen möchte ich noch einmal benennen und zuspitzen:

1. Alle Diagnose- und Interventionssysteme, die nicht durch das Hilfesuchverhalten betroffener Personen in Aktion treten, aber auch diese gehen von „Normalitätsunterstellungen“ aus. Diese bleiben in den gegenwärtigen Diskursen weitgehend ungenannt, aber sie existieren. Gehen sie von einer Pluralität möglicher Normalitäten in einer postmodernen Gesellschaft aus oder von der Figur des leistungswilligen und zuverlässigen Subjekts? Werden kulturelle Differenzen berücksichtigt? Wird gar die Resilienzforschung beachtet, die uns ja erstaunliche Biographien trotz teilweise dramatischer Lebensbedingungen aufgezeigt hat.
2. Risikokonstellationen müssen diagnostiziert werden und wenn die Risiken – dem Anspruch nach – vollständig erfasst werden sollen, bedarf es eines lückenlosen screenings. Hier kann auch das Prinzip Freiwilligkeit nicht mehr gelten. Das allein würde ja schon eine „Zone des Verdachts“ erzeugen: Wer sein Kind dem screening vorenthält, hat sicher etwas zu verbergen. Aber auch wenn dann „Risikopopulationen“ definiert sind, ist die „Situation des Verdachts“ gegeben.
3. Aus der Psychologie wissen wir, dass Diagnostik und Intervention eng miteinander verzahnt sein müssen, eigentlich überhaupt nicht zu trennen sind. Wie aber sollen flächendeckende Interventionen aussehen, wenn nur eine Verdachtsdiagnostik vorliegt und kein Hilfesuchen der betroffenen Personen oder Familien signalisiert wird. Wird das ein von der GSG9 begleiteter Besuch werden?

4. Im Zusammenhang mit einer Verdachtsdiagnostik steht die Gefahr des „Labeling“ – mit Effekten auf der professionellen, wie auch auf der Betroffenenseite: Einer Familie oder einem Kind mit der Annahme zu begegnen, dass sie ein „Risiko“ darstellen, erzeugt eine spezifische professionelle Grundhaltung. Auch die Betroffenen werden etwas von dieser Grundhaltung spüren. Subtile Etikettierungsprozesse sind hier zu befürchten. Ein „labeling“-Effekt tritt natürlich auch ein, wenn aus der begründeten Verdachtsdiagnostik kein wirkliches Hilfsangebot folgt.
 5. Eine besondere Konsequenz der Selektion von „Problemfällen“ ist das, was im englischen als „blaming the victim“ bezeichnet wird. Damit wird thematisiert, dass ein individualisierendes und pathologisierendes Wahrnehmungsraster die Gefahr birgt, dass eine komplexe gesellschaftliche Problemsituation, vor allem die von Armut und mangelnder gesellschaftlicher Teilhabe, den Individuen selbst zur Last gelegt wird. Sie verhalten sich ja fragwürdig und das ist dann auch die Ursache der Probleme.
 6. Eine höchst relevante Fachdiskussion umkreist zurzeit das Thema Exklusion und Inklusion. Vom „abgehängten Prekariat“ spricht die Friedrich-Ebert-Stiftung, von den „Ausgegrenzten der Moderne“ Zygmunt Bauman (Bauman 2005). Wie wir der soziologischen Auslegung des Exklusionsthemas entnehmen können, entsteht hier eine Konstellation auf neuem Niveau, die dadurch ausgezeichnet ist, dass neben der objektiven Prekaritätsdiagnose eine subjektive Seite beleuchtet wird, die von Bude und Lantermann (2006) als „Exklusionsempfinden“ bezeichnet wird. Diese „gefühlte Exklusion“ ist der Nährboden für Demoralisierung und Hoffnungslosigkeit. Ein solches „Exklusionsempfinden“ kann durchaus durch das Erfasstwerden von einem „Frühwarnsystem“ gefördert werden.
 7. Ein letzter Punkt: Die „Sicherheitsgesellschaft“ stellt die defensive Variante des Ordnungstraumes der Moderne dar: Diese hatte und hat den Anspruch, alles Unberechenbare, Uneindeutige, Ambivalente, Fremde und Störende zu beseitigen und eine berechenbare und eindeutige Welt zu schaffen. Auch wenn dieser Traum dieser Moderne nur noch selten in nativer Emphase vorgetragen wird, es gibt ihn noch und die Sicherheitsgesellschaft lebt davon. Sie will möglichst Risiken eliminieren und verstärkt dafür ihre Sicherheitssysteme. Schäubles Gesellschaftsbild kann man so einordnen. Frühe Hilfen reduziert auf Frühwarnsysteme gehören vermutlich auch hierhin.
- Nach diesen Überlegungen ist es keine Überraschung, wenn ich Frühe Hilfen als perfektioniertes Kontrollsystem nicht sinnvoll finde. Elisabeth Helming vom Deutschen Jugendinstitut hat es auf den Punkt gebracht: „Alte Denk- und Handlungsmuster der Fürsorge scheinen in einer einseitigen Konzentration der Diskussion von Prävention in Form von Screening und Risikoeinschätzung auf: das gefährdete Kind, das vorrangig das Kind von armen Leuten und Außenseitergruppen ist, das Kind als Objekt der Sorge, statt es im Zusammenhang zu sehen mit den Müttern vor allem, aber auch den Vätern und deren Möglichkeiten und Lebensbedingungen“ (2008, S. 2).



Frühe Förderung als synergiegestütztes Angebot

Es muss nach meiner Auffassung um eine umfassende Förderung von Verwirklichungschancen gehen, die bei den Lebensbedingungen der Eltern ansetzt und vor allem die frühen Entwicklungsphasen beachtet. In diesem Rahmen kann die Erziehungsberatung einen hohen Stellenwert bekommen. Die Landesarbeitsgemeinschaft für Erziehungs-, Jugend- und Familienberatung in Bayern hat hier eine überzeugende Positionierung vorgenommen. Sie sieht in den unterschiedlichen Formen von Elternbildung und den Programmen wie STEEP oder SAFE ein gut nutzbares Handwerkszeug. Auf dieser Basis werden dann wichtige strategische Aufgaben der Erziehungsberatung benannt (LAG-Bayern 2007, S. 3 f.):

- „Erziehungsberatungsstellen sind ein wesentlicher Fachdienst der psychosozialen Grundversorgung von Eltern und Kindern. Sie sind flächendeckend in jeder Kommune ... vorhanden und haben ein hohes Expertenwissen ...“
- „Erziehungsberatungsstellen können ihre Angebote in stärkerem Ausmaß als bisher im Bereich der frühen Hilfen ausbauen oder neu entwickeln. (...) Neue Aufgaben erfordern aber auch neue Mittel.“
- „Dazu ist weiter der kontinuierliche Ausbau des Expertenwissens bezüglich der frühen Hilfen an den Beratungsstellen erforderlich.“
- „Erziehungsberatungsstellen haben ihre besseren Möglichkeiten nicht in einer flächendeckenden ‚Screeningaufgabe‘ bei der Erfassung von Risikofamilien, son-

dern ihr Schwerpunkt liegt im Bereich der frühen Hilfen selbst, also der Familienbildung, der beratend-therapeutischen Begleitung von Eltern mit Säuglingen und Kleinkindern, aber auch der intensiven Beratung der Risikofamilien.“ Dazu ist eine „Gehstruktur in Erziehungsberatungsstellen“ erforderlich.

- „Damit diese Risikofamilien den Weg in die Beratung finden und entsprechend begleitet werden können, ist eine intensive Vernetzung mit Hebammen, Kinderärzten, dem Jugendamt, Tagesmüttern, Kinderkrippen und Kindergärten erforderlich.“

Gerade dieser letzte Punkt scheint mir besonders wichtig. Benötigt werden systematische kommunal-regional ausgelegte Vernetzungen. Das neue Kinderschutzgesetz von Rheinland-Pfalz⁴ hat hier einen wichtigen Schwerpunkt gesetzt. Es geht ihm vor allem um eine verbindliche Integration von Angeboten und Leistungen des Jugendhilfe- und des Gesundheitssystems in verbindlichen lokalen Netzwerken. Diese Vernetzung ist nicht zum Nulltarif zu haben. Das Land fördert ihren Aufbau und ihre Arbeit pauschal mit sieben Euro pro Kind für jedes Kind im Bezirk des jeweiligen Jugendamtes, das das sechste Lebensjahr noch nicht vollendet hat. Hier scheint mir ein Weg beschritten zu werden, der auch von der Kinder- und Jugendberichtskommission deutlich eingefordert werden wird.

Kinderschutz braucht also die Entwicklung tragfähiger Netzwerkstrukturen aus der Verknüpfung von Jugendhilfe und Gesundheitssystem, die ein systematisches Unterstützungsangebot für Risikosituationen entwickeln können und ein zielgenaues Hilfs-

4) Landesgesetz zum Schutz von Kindeswohl und Kindergesundheit (LKindSchuG) vom 7. März 2008.

angebot machen können. Dafür müssen Ressourcen bereitgestellt werden. Die Regie sollte bei den Jugendämtern (vielleicht auch bei Erziehungsberatungsstellen) liegen, aber sie brauchen dann auch Finanztöpfe, aus denen niedergelassene Ärzte für die investierte Zeit angemessen honoriert werden können.

Förderung des Kindeswohls: Verwirklichungschancen für einen guten Start ins Leben

In ihrer gemeinsamen Stellungnahme „Gesundes Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen – Kooperation von Gesundheitswesen und Kinder- und Jugendhilfe“ haben die Arbeitsgemeinschaft für Kinder- und Jugendhilfe (AGJ) und der Berufsverband der Kinder- und Jugendärzte festgestellt: „Der beste Weg, gefährdete Kinder vor einer Vernachlässigung und Gefährdung zu schützen, ist der einer Früherkennung und frühzeitigen Hilfe, die ansetzt, bevor sich ungünstige Entwicklungsverläufe stabilisiert haben, und die insbesondere den Abbau von Belastungsfaktoren in den betroffenen Familien vorsieht“ (AGJ, 2006). In diesem Sinne müssen Frühe Hilfen vor allem durch ein umfassendes Unterstützungsangebot für Eltern von der Schwangerschaft, über die Geburt bis zu den ersten Lebensmonaten und –jahren organisiert werden. Die vielfältigen Modellansätze der Familienbildung (von Opstapje, über Rucksack zu HIPPY, Elterntalk u.ä.) sind möglichst flächendeckend anzubieten und das darin enthaltene Prinzip der Selbsthilfe bzw. das „helper-principle“ scheint besonders geeignet auch Familien mit Migrationshintergrund und Prekariatserfahrungen zu erreichen.

Verwirklichungschancen: Capability

Widerstandsressourcen würde Amartya Sen, der Nobelpreisträger für Wirtschaftswissenschaften als „Verwirklichungschancen“ oder „Capabilities“ bezeichnen. Er versteht darunter die Möglichkeit von Menschen, „bestimmte Dinge zu tun und über die Freiheit zu verfügen, ein von ihnen mit Gründen für erstrebenswert gehaltenes Leben zu führen“ (Sen 2000, S. 108). Verwirklichungschancen sind aber nicht nur die Energien und Möglichkeiten, die eine Person mobilisieren kann, sondern hier geht es um Gestaltungskräfte eines Gemeinwesens. Sen hat dies in einem Buch zur Überwindung von Armut und Ungerechtigkeit so ausgedrückt: „Letztlich ist das individuelle Handeln entscheidend, wenn wir die Mängel beheben wollen. Andererseits ist die Handlungsfreiheit, die wir als Individuen haben, zwangsläufig bestimmt und beschränkt durch die sozialen, politischen und wirtschaftlichen Möglichkeiten, über die wir verfügen. Individuelles Handeln und soziale Einrichtungen sind zwei Seiten einer Medaille. Es ist sehr wichtig, gleichzeitig die zentrale Bedeutung der individuellen Freiheit und die Macht gesellschaftlicher Einflüsse auf Ausmaß und Reichweite der individuellen Freiheit zu erkennen“ (2000, S. 9f.).

Das auf Sen und M. Nussbaum zurückgehende „Capability“-Konzept erweist sich als anschlussfähig zu den bisher ausgeführten Basiskonzepten der Gesundheitsförderung. Es rückt den inneren Zusammenhang der Handlungsbefähigung der Subjekte mit den objektiv gegebenen Verwirklichungschancen ins Zentrum. In dieser Verknüpfung ist es für die soziale Arbeit von Relevanz (vgl. die Beiträge im Sammelband von Otto/Ziegler (2008)). Das Capability-Konzept hat auch die Chance, eine Brücke zur Armutforschung herzustellen (vgl. Volkert 2005) und ist zu einem



wichtigen konzeptionellen Baustein in den Armuts- und Reichtumsberichten der Bundesregierung geworden. Und schließlich ist auch die Gerechtigkeitsthematik in den sozialphilosophischen und politiktheoretischen Diskursen durch die Frage nach der Verteilung der Verwirklichungschancen im globalen wie auch im nationalen Rahmen neu thematisiert worden (vgl. Heinrichs 2006 und Nass 2006).

Gesundheitsförderung als Befähigung

Diese unterschiedlichen Zugänge konvergieren in einer spezifischen Sicht auf das Subjekt und einer damit verbundenen Leitidee von Gesundheitsförderung: ein möglichst selbstbestimmt entscheidendes, handlungsfähiges Subjekt, das bestimmte Ressourcen einsetzen kann, um Stressoren zu bewältigen und so die eigene Gesundheit zu erhalten oder wiederzugewinnen. In diesem Verständnis ist es die Aufgabe von Institutionen, Heranwachsende in der Entwicklung dieser Ressourcen zu fördern, aber auch Strukturen zu schaffen, die Kinder, Jugendliche und Erwachsene im Sinne von Empowerment in der Wahrnehmung ihrer Rechte stärken und ihnen zu mehr Handlungsfähigkeit verhelfen.

Die Grundidee von Gesundheitsförderung, die hier anklingt, ist in exemplarischer Weise in der Ottawa Charta formuliert worden: „Gesundheit wird von Menschen in ihrer alltäglichen Umwelt geschaffen und gelebt: dort, wo sie spielen, lernen, arbeiten und lieben. Gesundheit entsteht dadurch, dass man sich um sich selbst und für andere sorgt, dass man in die Lage versetzt ist, selber Entscheidungen zu fällen und eine Kontrolle über die eigenen Lebensumstände auszuüben sowie

dadurch, dass die Gesellschaft, in der man lebt, Bedingungen herstellt, die all ihren Bürgern Gesundheit ermöglichen.“⁵ Bezug genommen wird auf die Norm des selbstbestimmten Handelns, aber zugleich wird diese Norm an die strukturellen Bedingungen für die Ermöglichung von Selbstbestimmung gebunden. Hier geht es um eine Koppelung von Subjekt und Struktur, wie sie etwa Giddens (1997) in seiner Strukturierungstheorie formuliert hat. Erforderlich ist eine handlungstheoretische Fundierung, die die Handlungen der Subjekte systematisch auf die gesellschaftlich-strukturellen Rahmenbedingungen bezieht.

Wenn man in diesem Sinne danach fragt, was die Voraussetzung von Handlungsfähigkeit bildet, dann ist es sinnvoll, zunächst im Sinne der „Agency“-Theorie von Albert Bandura (1997) u. a. die Relevanz von Selbstwirksamkeitserfahrungen herauszustellen. Sie entstehen für Heranwachsende in Alltagssituationen, in denen sie eigene Optionen entwickeln und erproben können. Sie können auf diese Weise in ihren Lebenswelten Grundlagen für ihre Handlungsfähigkeit und ein Vertrauen in die eigene Handlungswirksamkeit erwerben. Wenn die aktuelle Sozialisationsforschung von „Handlungsbefähigung“ spricht (vgl. Grundmann 2006; 2008), dann verweist sie damit über die persönlichkeits-theoretische Perspektive hinaus und fragt nach den Bedingungen der Möglichkeit des Erwerbs von Handlungsfähigkeit. In den Erfahrungsräumen unterschiedlicher Milieus und institutioneller Settings, in denen sich Heranwachsende bewegen, sind strukturelle Unterschiede an Verwirklichungschancen gegeben. Insofern befähigen sie Subjekte auch auf unterschiedliche Weise zu selbstbestimmtem Handeln (Grundmann et al. 2006).

5) Vgl.: http://www.euro.who.int/AboutWHO/Policy/20010827_2?language=German

Hier zeigt sich, „dass sich Agency- und Capability-Forschung hervorragend ergänzen, indem die personalen und gesellschaftlichen Dimensionen von Handlungsbefähigung systematisch aufeinander bezogen werden können“ (Grundmann 2008, S. 131 f.).

Anschluss findet hier auch die Ungleichheits- und Differenzfragestellung. Materieller Status, Geschlecht, Migrationshintergrund und Behinderung beschreiben Konstellationen, die erschwerte Zugänge zu Wirksamkeitserfahrungen bedingen. Sie werfen unter der Perspektive von Prävention und Gesundheitsförderung die Fragen nach einer „Befähigungsgerechtigkeit“ auf: Wie können Menschen in diesen Konstellationen den Zugang zu Ressourcen gewinnen, die sie zu einer souveränen Handlungsbefähigung benötigen? Wie könnten sie durch institutionelle Angebote des Bildungs-, Sozial- und Gesundheitssystems in ihrer Handlungsbefähigung systematisch unterstützt werden? Wie müssten professionelle Empowermentstrategien aussehen, die auf dieses Ziel ausgerichtet sind? Wie könnten Partizipationserfahrungen die Handlungsmächtigkeit von Heranwachsenden fördern? Wie können solche Erfahrungen unterstützt gewonnen werden, wenn die eigene Handlungsfähigkeit durch Behinderung eingeschränkt ist (supported living)? Befähigungsgerechtigkeit formuliert ein Ziel, das alle politischen, institutionellen und professionellen Strategien darauf ausrichtet, Heranwachsende zu befähigen, „selber Entscheidungen zu fällen und eine Kontrolle über die eigenen Lebensumstände auszuüben sowie dadurch, dass die Gesellschaft, in der man lebt, Bedingungen herstellt, die all ihren Bürgern Gesundheit ermöglichen“, um noch einmal die Ottawa Charta zu zitieren. Im Ansatz der Salutogenese mit der Herausarbeitung der Widerstandsressourcen und dem Kohärenzsinn als dem subjektspezifi-

schen Organisationsprinzip der Handlungsfähigkeit findet die Subjekt-Struktur-Koppelung eine gesundheitswissenschaftliche Ausformulierung.

Welche Ressourcen brauchen Heranwachsende zur produktiven Lebensbewältigung in einer solchen Gesellschaft?

Welche Ressourcen benötigen denn Kinder, um selbstbestimmt und selbstwirksam ihre eigenen Wege in einer so komplex gewordenen Gesellschaft gehen zu können? Ohne Anspruch auf Vollständigkeit lassen sich die folgenden Verwirklichungschancen nennen:

- Urvertrauen zum Leben
- Dialektik von Bezogenheit und Autonomie
- Entwicklung von Lebenskohärenz
- Schöpfung sozialer Ressourcen durch Netzwerkbildung
- Materielles Kapital als Bedingung für Beziehungskapital
- Demokratische Alltagskultur durch Partizipation
- Selbstwirksamkeitserfahrungen durch Engagement

■ Für die Gewinnung von Lebenssouveränität ist lebensgeschichtlich in der Startphase des Lebens ein Gefühl des Vertrauens in die Kontinuität des Lebens eine zentrale Voraussetzung, ich nenne es ein Urvertrauen zum Leben. Es ist begründet in der Erfahrung, dass man gewünscht ist, dass man sich auf die Personen, auf die man existentiell angewiesen ist, ohne Wenn und Aber verlassen kann. Es ist das, was die Bindungsforschung eine sichere Bindung nennt, die auch durch vorübergehende Abwesenheit von Bezugspersonen und durch Konflikte mit ihnen nicht gefährdet ist.



- Eine Bindung, die nicht das Loslassen ermutigt ist keine sichere Bindung, deswegen hängt eine gesunde Entwicklung an der Erfahrung der Dialektik von Bezogenheit und Autonomie. Schon Erikson hat uns aufgezeigt, dass Autonomie nur auf der Grundlage eines gefestigten Urvertrauens zu gewinnen ist. Die Psychoanalytikerin Jessica Benjamin hat in ihrem so wichtigen Buch „Die Fesseln der Liebe“ deutlich gemacht, dass sich gerade im Schatten der Restbestände patriarchaler Lebensformen Frauen und Männer in je geschlechtsspezifischer Vereinseitigung dem Pol Bezogenheit oder Autonomie zuordnen und so die notwendige Dialektik zerstören. Herauskommt das Jammergeheul misslingender Beziehungen: „Du verstehst mich nicht!“
- Lebenskompetenz braucht einen Vorrat von „Lebenskohärenz“. Aaron Antonovsky hat in seinem salutogenetischen Modell nicht nur die individuelle identitäts- und gesundheitsbezogene Relevanz des „sense of coherence“ aufgezeigt, sondern auch Vorarbeiten zu einem Familienkohärenzgefühl hinterlassen. Werte und Lebenssinn stellen Orientierungsmuster für die individuelle Lebensführung dar. Sie definieren Kriterien für wichtige und unwichtige Ziele, sie werten Handlungen und Ereignisse nach gut und böse, erlaubt und verboten. Traditionelle Kulturen lassen sich durch einen hohen Grad verbindlicher und gemeinsam geteilter Wertmaßstäbe charakterisieren. Individuelle Wertentscheidungen haben nur einen relativ geringen Spielraum. Der gesellschaftliche Weg in die Gegenwart hat zu einer starken Erosion immer schon feststehender Werte und zu einer Werteppluralisierung geführt. Dies kann als Freiheitsgewinn beschrieben werden und hat dazu geführt, dass die Subjekte der Gegenwart als „Kinder der Freiheit“ charakterisiert werden. Die „Kinder der Freiheit“ werden meist so dargestellt, als hätten sie das Wertesystem der Moderne endgültig hinter sich gelassen. Es wird als „Wertekorsett“ beschrieben, von dem man sich befreit habe und nun könnte sich jede und jeder ihren eigenen Wertecocktail zu Recht mixen. Das klingt nach unbegrenzten Chancen der Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung. Aber diese Situation beschreibt keine frei wählbare Kür, sondern sie stellt eine Pflicht dar und diese zu erfüllen, erfordert Fähigkeiten und Kompetenzen, über die längst nicht alle Menschen in der Reflexiven Moderne verfügen.
- Wenn wir die sozialen BaumeisterInnen unserer eigenen sozialen Lebenswelten und Netze sind, dann ist eine spezifische Beziehungs- und Verknüpfungsfähigkeit erforderlich, nennen wir sie soziale Ressourcen. Der Bestand immer schon vorhandener sozialer Bezüge wird geringer und der Teil unseres sozialen Beziehungsnetzes, den wir uns selbst schaffen und den wir durch Eigenaktivität aufrechterhalten (müssen), wird größer. Nun zeigen die entsprechenden Studien, dass das moderne Subjekt keineswegs ein „Einsiedlerkrebs“ geworden ist, sondern im Durchschnitt ein größeres Netz eigeninitiiertes sozialer Beziehungen aufweist, als es seine Vorläufergenerationen hatten: Freundeskreise, Interessengemeinschaften, Nachbarschaftsaktivitäten, Vereine, Selbsthilfegruppen, Initiativen. Es zeigt sich nur zunehmend auch, dass sozioökonomisch unterprivilegierte und gesellschaftlich marginalisierte Gruppen offensichtlich besondere Defizite aufweisen bei dieser gesellschaftlich zunehmend geforderten eigeninitiierten Beziehungsarbeit. Die so-

zialen Netzwerke von ArbeiterInnen z.B. sind in den Nachkriegsjahrzehnten immer kleiner geworden. Von den engmaschigen und solidarischen Netzwerken der Arbeiterfamilien, wie sie noch in den 50er Jahren in einer Reihe klassischer Studien aufgezeigt wurden und in der Studentenbewegung teilweise romantisch überhöht wurden, ist nicht mehr viel übrig geblieben. Das „Eremitenklima“ ist am ehesten hier zur Realität geworden. Unser „soziales Kapital“, die sozialen Ressourcen, sind ganz offensichtlich wesentlich mitbestimmt von unserem Zugang zu „ökonomischem Kapital“. Für offene, experimentelle, auf Autonomie zielende Identitätsentwürfe ist die Frage nach sozialen Beziehungsnetzen von allergrößter Bedeutung, in denen Menschen dazu ermutigt werden, sie brauchen als einen „Kontexte sozialer Anerkennung“. Da gerade Menschen aus sozial benachteiligten Schichten nicht nur besonders viele Belastungen zu verarbeiten haben und die dafür erforderlichen Unterstützungsressourcen in ihren Lebenswelten eher unterentwickelt sind, halte ich die gezielte professionelle und sozialstaatliche Förderung der Netzerkennung bei diesen Bevölkerungsgruppen für besonders relevant.

- Ein offenes Identitätsprojekt, in dem neue Lebensformen erprobt und eigener Lebenssinn entwickelt werden, bedarf materieller Ressourcen. Hier liegt das zentrale und höchst aktuelle sozial- und gesellschaftspolitische Problem. Eine Gesellschaft die sich ideologisch, politisch und ökonomisch fast ausschließlich auf die Regulationskraft des Marktes verlässt, vertieft die gesellschaftliche Spaltung und führt auch zu einer wachsenden Ungleichheit der Chancen an Lebensgestaltung. Hier holt uns immer wieder die klassische

soziale Frage ein. Die Fähigkeit zu und die Erprobung von Projekten der Selbstorganisation sind ohne ausreichende materielle Absicherung nicht möglich. Ohne Teilhabe am gesellschaftlichen Lebensprozess in Form von sinnvoller Tätigkeit und angemessener Bezahlung wird Identitätsbildung zu einem zynischen Schwebezustand, den auch ein „postmodernes Credo“ nicht zu einem Reich der Freiheit aufwerten kann. Die intensive Suche nach zukunftsfähigen Modellen „materieller Grundsicherung“ ist von höchster Wertepriorität. Die Koppelung sozialstaatlicher Leistungen an die Erwerbsarbeit erfüllt dieses Kriterium immer weniger.

- Nicht mehr die Bereitschaft zur Übernahme von fertigen Paketen des „richtigen Lebens“, sondern die Fähigkeit zum Aushandeln ist notwendig: Wenn es in unserer Alltagswelt keine unverrückbaren allgemein akzeptierten Normen mehr gibt, außer einigen Grundwerten, wenn wir keine Knigge mehr haben, die uns für alle wichtigen Lebenslagen das angemessene Verhalten vorgeben kann, dann müssen wir die Regeln, Normen, Ziele und Wege beständig neu aushandeln. Das kann nicht in Gestalt von Kommandosystemen erfolgen, sondern erfordert demokratische Willensbildung, verbindliche Teilhabechancen im Alltag, in den Familien, in der Schule, Universität, in der Arbeitswelt und in Initiativ- und Selbsthilfegruppen. Dazu gehört natürlich auch eine gehörige Portion von Konfliktfähigkeit. Die „demokratische Frage“ ist durch die Etablierung des Parlamentarismus noch längst nicht abgehakt, sondern muss im Alltag verankert werden.
- Hier hängen Verwirklichungschancen eng mit der Idee der Zivilgesellschaft zusammen. Diese lebt von dem Vertrauen der



Menschen in ihre Fähigkeiten, im wohlverstandenen Eigeninteresse gemeinsam mit anderen die Lebensbedingungen für alle zu verbessern. Zivilgesellschaftliche Kompetenz entsteht dadurch, „dass man sich um sich selbst und für andere sorgt, dass man in die Lage versetzt ist, selber Entscheidungen zu fällen und eine Kontrolle über die eigenen Lebensumstände auszuüben, sowie dadurch, dass die Gesellschaft, in der man lebt, Bedingungen herstellt, die allen ihren Bürgerinnen und Bürgern dies ermöglichen“ (Ottawa Charta 1986).

Wenn meine These plausibel ist, dass sich die aktuelle Suche nach neuen Kooperationsformen zwischen dem Jugendhilfe- und dem Gesundheitssystem, neben dem fachlich sinnvollen Begründungen, vor allem einem veränderten Kontrollbewusstsein in unserer Gesellschaft verdankt, dann ist es notwendig, dorthin etwas genauer den analytischen Blick zu richten. Das gilt sicherlich nicht nur für die „Frühen Hilfen“; aber dort kann man es im Augenblick am besten sichtbar machen. Den sanften Kontrollen, die die modernen Wohlfahrtsstaaten durch den Ausbau von Strategien der Therapeutisierung und Psychologisierung hervorgebracht haben, traut der moderne Sicherheitsstaat nicht mehr allein, es wird eine zweite Linie aufgebaut, die interventionistisch angelegt ist.

Familienhebammen sind hier ein mögliches Angebot, aber nicht der Königsweg, weil sie in aller Regel keine umfassende Qualifizierung erfahren haben. Am besten geeignet scheinen da Early-excellence-Projekte, Kinder-Tages-Zentren (KiTZ), „Haus für Familien“, Mütter- und Familienzentren bis hin zu Mehr-Generationen-Häusern, die sozialraumbezogen ausgerichtet sind und ein komplexes Angebot machen können. Sie dürfen nicht unter

ein Kontrollperspektive wahrgenommen werden, sondern als abrufbare Assistenz oder als Orte, an denen sich Familien treffen und austauschen können und damit auch Selbstorganisationswünsche der Betroffenen erreichen. Nach der wissenschaftlichen Begleitung eines KiTZ-Projektes in München-Ramersdorf (Straus, Dill, Gmür, Höfer & Keupp 2008), einem problembelasteten Stadtbezirk, sehe ich hier einen innovativen Ansatz. KiTZ-Projekte versuchen sich durch eine Ausweitung des Angebots über eine reine Kindertagesbetreuung hinaus zu Nachbarschaftszentren bzw. familienorientierten Begegnungszentren (sogenannte integrierte Angebote) zu entwickeln. Daran ansetzend geht es auch um eine stärkere Integration von benachteiligten Bevölkerungsgruppen und um die Frage, welchen Stellenwert vorschulische Einrichtungen einnehmen können, um möglichst frühzeitig bestimmten Benachteiligungen oder zumindest deren Chronifizierung entgegenzuwirken. Folgende Schlussfolgerungen lassen sich aus diesem Ansatz ziehen:

1. *Unterstützung gegen Kinderarmut.*

Armut verbaut Chancen, vergrößert gesundheitliche Defizite und ist einer der häufigsten Hintergründe für psychisches Leid. Für betroffene Familien wären Anlaufstellen hilfreich, die frühzeitig und mit einem breit gefächerten Angebot beraten, stützen und durch die Möglichkeit der gesicherten Betreuung von Kindern oft erst die Voraussetzung für einen Einstieg in die Arbeitswelt schaffen. Im Kampf gegen die Folgen der Kinderarmut haben KiTZe einen wichtigen Platz. Ihre niedrigschwelligen Angebote erlauben auch jenen, für die Armut ein tabubeladenes Thema ist, den Zugang.

2. *Zentren der frühen Förderung.*

Armut ist einer von mehreren Gründen, aber beileibe nicht der einzige, warum das Thema der frühen Förderung eine solche Brisanz gewonnen hat. Auch andere Faktoren führen dazu, dass Kinder von ihren Eltern vernachlässigt, in ihrer Entwicklung nur mangelhaft gefördert oder gar misshandelt werden. Die Fachwelt ist sich einig, dass Kinder, die unter schwierigen Lebensbedingungen aufwachsen, wirksam vor Vernachlässigung nur dann zu schützen sind, wenn frühzeitig einsetzende Hilfe- und Unterstützungsangebote vorhanden sind. Stellvertretend macht die Erklärung der AGJ deutlich, dass wichtige Qualitätsmerkmale der frühen Förderung von einem KiTZ gewährleistet werden können.

3. *Ausgleich von Benachteiligung.*

Übereinstimmendes Ergebnis vieler Studien zur frühkindlichen Entwicklung ist dass, je früher der Förderprozess ansetzt, desto nachhaltiger auch die Ergebnisse werden. Auch die beiden Forschungsrichtungen, die sich um den Aufbau von Widerstandskräften bemühen (Salutogenese- und Resilienzforschung), zeigen, dass die Förderung von Widerstandskräften und Invulnerabilitätsfaktoren in der (frühen) Kindheit ansetzen. Kinder stark machen bedeutet, sie früh zu fördern.

4. *Integration von Migrantenkindern.*

Diese ausgleichende Wirkung gilt, so die Studien, gerade auch für Kinder mit Migrationserfahrung. Das Erlernen der Sprache und der anderen Werte und Regeln gelingt in der spielerischen Kultur der Kindertageseinrichtungen am besten. Auch kann hier einem eventuell vorhandenen zusätzlichen Förderbedarf am besten Rechnung getragen werden. Gerade die

intensive Kooperation mit den Institutionen der Frühförderung und anderen Fördereinrichtungen für kleine Kinder sowie die – in dieser Altersphase leichter gelingende – Kooperation mit den Eltern können die Basis für eine Integrationsarbeit legen, die auch aus demografischen Gründen ausgebaut werden sollte.

5. *Nationaler und internationaler Trend.*

„Kinderbetreuung PLUS“. Es gibt europaweit eine breite Erfahrung, die für eine Integration von gemeinwesen-orientierten Ansätzen mit Konzepten der Kinderbetreuung spricht. Insbesondere das Konzept des Early Excellence Centres, das von Neuseeland über England seinen Siegeszug angetreten hat, macht dies deutlich. Auf der Basis der offenen Grundidee, „die Förderung des Kindes sollte von Anfang an exzellent sein“, wird eine stark kind- und elternzentrierte Angebotsstruktur in eine sozialräumliche Ausrichtung übersetzt. Diese Erkenntnis führt zu einem schrittweisen Ausbau von Eltern-Kind-Zentren in Deutschland.

6. *Fachliche Herausforderung und Weiterentwicklungspotenzial.*

Die Verknüpfung von verschiedenen Angeboten zu Eltern-Kind-Zentren hat sich als innovative Praxis aus verschiedenen Hintergründen heraus entwickelt. Mütterzentren/Familienbildungseinrichtungen und Kindertagesbetreuungseinrichtungen haben sich, mit ähnlichen Erkenntnissen zur Bedarfslage von Eltern, von jeweils anderer Seite kommend angenähert. Dabei ist die Herausforderung eine neue Stufe von Vernetzung. Nun geht es nicht nur um Informationsaustausch und, darauf aufbauend, Fallvermittlung. Kern der fachlichen Weiterentwicklung ist die Ko-Produktion. Sie garantiert neue und pass-



genauere Angebote. Eine weitere Herausforderung besteht in der oft geforderten fachlichen Weiterentwicklung der Kitafachkräfte. Ein Teil der fachlichen Weiterqualifizierung geschieht durch den koproduktiven Alltag mit den Kooperationspartner/innen und den Qualifikationen. Der andere Teil bedarf einer Weiterentwicklung der Aus- und Weiterbildung der pädagogischen Fachkräfte.

7. *KITze rechnen sich.*

Dies ist zunächst eine These, die empirisch noch durch keine Nutzen-Kostenrechnung belegt werden kann, jedoch hoch plausibel erscheint. In einem KITZ vereinen sich mehrere Einrichtungstypen, ohne dass diese alle in ihrer Infrastruktur (Miete, Verwaltung, ...) bezahlt werden müssen. Selbst wenn beispielsweise die Aufgaben einer heilpädagogischen Förderung dazukommen und entsprechend Personal dazugeschaltet wird, ist dies immer noch billiger, als eine neue HPT-Gruppe aufzumachen.

Der Bedarf wird steigen. Wir brauchen KITze dringend vor allem in Quartieren mit besonderem Förderbedarf, wir brauchen sie aber mittelfristig auch als flächendeckendes Angebot. Viele Untersuchungen sprechen dafür, dass der nach wie vor tiefgreifende gesellschaftliche Wandlungsprozess einen wachsenden Unterstützungsbedarf junger Eltern generiert und diese jungen Eltern zudem auch offener als frühere Generationen von Eltern sind, breitgefächerte Unterstützungsangebote, wie sie ein KITZ bietet, rechtzeitig anzunehmen.

Abschlussreferat – Verwirklichungschancen von Anfang an: Frühe Förderung als Beitrag zur Befähigungsgerechtigkeit

Literatur

- Antonovsky, A.* (1997). Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit. Tübingen: dgvt-Verlag.
- Bandura, A.* (1997): Self-Efficacy: The exercise of control. New York.
- Bauman, Z.* (2005). Verworfenes Leben. Die Ausgegrenzten der Moderne. Hamburger Edition.
- Bude, H.; Lantermann, E.-D.* (2006): Soziale Exklusion und Exklusionsempfinden. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 58, S. 233 - 252.
- Deutscher Bundestag* (2009): Mehr Chancen für gesundes Aufwachsen. Gesundheitsbezogene Prävention und Gesundheitsförderung in der Kinder- und Jugendhilfe. 13. Kinder- und Jugendbericht. Berlin.
- Geissler-Piltz, B.; Mühlum A.; Pauls, H.* (2005): Klinische Sozialarbeit. München.
- Grundmann, M.* (2006): Sozialisation. Skizze einer allgemeinen Theorie. Konstanz.
- Grundmann, M.* (2008): Handlungsbefähigung – eine sozialisationstheoretische Perspektive. In: H.-U. Otto & H.Ziegler (Hg.): Capabilities – Handlungsbefähigung und Verwirklichungschancen in der Erziehungswissenschaft. Wiesbaden, S. 131 - 142.
- Heinrichs, J.-H.* (2006): Grundbefähigungen. Zum Verhältnis von Ethik und Ökonomie. Paderborn.
- Helming, E.* (2008): Alles im Griff oder Aufwachsen in gemeinsamer Verantwortung? Paradoxien des Präventionsanspruchs im Bereich Früher Hilfen. Vortrag im Rahmen der Fachtagung „Frühe Hilfen für Eltern und Kinder“ in Tutzing am 20.04.2008.
- Höfer, Renate* (2000): Jugend, Gesundheit und Identität. Studien zum Kohärenzgefühl. Opladen.
- Keupp, H.* (1997): Ermutigung zum aufrechten Gang. Tübingen.
- Kurz-Adam, M.* (2007): Intimität und Verantwortung – Zukünftige Herausforderungen an die Erziehungsberatungsstellen. In: Erziehungsberatung aktuell, 2/2007, S. 7 - 15.
- LAG-Standpunkt* (2007). Früherkennung von Risikofamilien und frühe Hilfen für Eltern von Säuglingen und Kleinkindern. In: Erziehungsberatung aktuell, 2/2007, S. 2 - 5.
- Nass, E.* (2006): Der humane soziale Staat. Ein sozialetischer Entwurf zur Symbiose aus ökonomischer Effizienz und sozialer Gerechtigkeit. Tübingen
- Otto, H.U. & Ziegler, H.* (2008): Capabilities – Handlungsbefähigung und Verwirklichungschancen in der Erziehungswissenschaft. Wiesbaden.
- Pauls, H.* (2004): Klinische Sozialarbeit. Grundlagen und Methoden psycho-sozialer Behandlung. Weinheim.
- Sen, A.* (2000): Ökonomie für den Menschen. München.
- Singelstein, T.; Stolle, P.* (2008). Die Sicherheitsgesellschaft: Soziale Kontrolle im 21. Jahrhundert. Wiesbaden.
- Spiewak, M.* (2008): Falsche Panik. DIE ZEIT, 01.10.2008 Nr. 41.
- Straus, F.; Dill, H.; Gmür, W.; Höfer, R.; Keupp, H.* (2008): Die Entwicklung von KinderTagesZentren in München. München: Projektbericht Institut für Praxisforschung und Prävention.
- Volkert, J.* (2005): Armut und Reichtum an Verwirklichungschancen. Wiesbaden.
- Winterhoff, M.* (2008): Warum unsere Kinder Tyrannen werden: Oder: Die Abschaffung der Kindheit. Gütersloh.
- World Health Organisation – WHO* (1986): Ottawa Charta of Health Promotion. In: Journal of Health Promotion, 1, S. 1 - 4.



